Die ERZIEHUNGS-GRUNDSÄTZE der Frau Necker von Saussure

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät der
Universität Leipzig vorgelegt
von

WALTHER FELBER
aus Wolkenstein

Die
Erziehungsgrundsätze
der Frau Necker von Saussure

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät der
Universität Leipzig vorgelegt
von

WALTHER FELBER
aus Wolkenstein

ACAD.
LUGD. BAT.
BIBL.

Gedruckt bei Richard Müller in Chemnitz

Angenommen von der philosophisch-historischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Spranger und Birch-Hirschfeld.

Leipzig, den 14. Mai 1915.

Der Procancellan:
Zimmern.

Dem Gedächtnis meines lieben Vaters.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546828_0015

Literaturnachweis.

Albert, Paul: La littérature française au 19e siècle. Paris (Hachette) 1902. 2 Bde.

Blennerhasset: Frau von Stael, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Berlin 1887—89. 3 Bde.

Barni, Jules: Histoire des idées morales et politiques en France au 18e siècle. Paris 1867. 2 Bde.

Barth, Paul: Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Leipzig 1908.

Barth, Paul: Die Geschichte der Erziehung in sociologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig 1911.

Chateaubriand: Génie du Christianisme. Paris 1832. 8 Bde.

Condorcet: Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain. 1795.

Damiron, Ph.: Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19e siècle. 5e édition. Bruxelles 1835.

Edgeworth, Maria: Éducation Pratique. Traduction libre de l'anglais par Ch. Pichet. Paris und Genf 1801. 2 Bde.

Faguet, E.: Mme de Stael. Revue des 2 mondes. 1887.

Falckenberg, R.: Geschichte der neueren Philosophie von Nicolaus von Knes bis zur Gegenwart. 7. Auflage. Leipzig 1912/13. 2 Bde.

Ferraz, M.: Histoire de la philosophie en France au 19e siècle. Paris 1887. 3e volume: Spiritualisme et Libéralisme.

Friedrich, Paul: Mme de Stael. Über Deutschland. Ausgewählt und mit Einleitung versehen. Weimar 1913.

Gautier, Paul: Mme de Stael et Napoléon. Paris 1903.

Genlis, Mme de: Adèle et Théodore ou Lettres sur l'Éducation. Paris 1782. 3 Bde.

Guizot, Mme: Éducation domestique ou Lettres de famille sur l'Éducation. Paris (Didot) 1888. 7. Ausgabe. 2 Bde.

Heubaum, Alfred: J. H. Pestalozzi. Berlin 1910.

Jacobi, Fr. H.: Woldemar. Teil 1, 2. Königsberg 1794.

Jacobi, Fr. H.: Werke. 1. Band. Leipzig 1812. (Darin: Allwills Briefsammlung.)

Jacobi, Ed. Ad.: Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Übersetzung der „Étude de la Vie des Femmes" von Mme Necker. L. 1877.

Janet, Paul: Histoire de la philosophie morale et politique. Paris 1858. 2 Bde.

Jouffroy, Ph.: Oeuvres complètes de Thomas Reid avec des Fragments de M. Royer-Collard. Paris 1828. Band III u. IV.

Kant, Imanuel: Werke. Ausgabe von G. Hartenstein. Leipzig 1867—69.

Liard, Louis: L'enseignement supérieur en France. Paris 1897. 2 Bde.

Musset, Alfred de: La confession d'un enfant du siècle. Oeuvres complètes. Tome 8e. Paris (Charpentier) 1888.

Necker de Saussure, Mme: Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Stael. In: Mme de Stael: Oeuvres. Tome 1ier. Paris 1820.

Necker de Saussure, Mme: Éducation Progressive. 9e édition. Paris (Garnier Frères) ohne Jahreszahl.

Necker de Saussure, Mme: Die Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen. Übersetzung ihres Werkes „Éducation progressive" von A. von Hogguer und Th. von Wangenheim. 2 Teile. Hamburg 1836.

Niemeyer, A. H.: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 6. Ausgabe. 3 Teile. Halle 1810.

Paulin: Notice sur la vie et les écrits de Mme Necker de Saussure. Vorwort zum 1. Band der „Éducation Progressive".
Paulsen, Friedrich: I. Kant (Frommanns Klassiker der Philosophie). 4. Auflage. Stuttgart 1904.
Rémusat, Charles de: Passé et Présent. Mélanges. Paris 1847. 2 Bde.
Rémusat, Mme de: Essai sur l'éducation des femmes. Paris 1824.
Robinet: Condorcet. Sa vie, son oeuvre. Paris. Ausgabe ohne Jahreszahl.
Rousselot, Paul: Histoire de l'éducation des femmes. Paris 1883.
Raumer, Karl von: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 5. Auflage. Gütersloh 1880.
Richter, Jean Paul: Levana. Herausgegeben von K. Lange. Langensalza 1892.
Rousseau, Émile: Übersetzt von Sallwürk. Langensalza 1893.
Sallwürk, E. von: Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich. Langensalza 1886.
Sainte-Beuve: Portraits de femmes (Mme de Stael). Paris 1876.
Sakmann, Paul: Jean-Jacques Rousseau. Berlin 1913.
Spranger, Eduard: Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee. Berlin 1909.
Stael, Mme de: Oeuvres complètes, publiées par son Fils. Paris 1820.
Suchier und Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig und Wien 1900.
Taine, H.: Les philosophes français du 19e siècle. Paris 1857.
Schwarz, Christian: Erziehungslehre. Leipzig 1808. 3 Bde.
Sorel, Albert: Mme de Stael. Paris 1890.
Vinet, A.: Études de la littérature française au 19e siècle. Paris 1908.
Villers, Charles de: Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale. 1801.
Wychgram, J.: Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. Leipzig 1886.

Inhaltsangabe.

Einleitung: Seite

Die Literatur der Frauenbildung in Frankreich von Rousseau bis auf Frau Necker von Saussure 1

I. Teil:

Leben der Frau Necker von Saussure 4

II. Teil:

Frau Necker und die geistigen Strömungen der Romantik und Restauration 10

1. Die religiösen Anschauungen der Romantik und die Stellung der Frau Necker zu denselben . . . 10
2. Die Philosophie des französischen Spiritualismus und des deutschen Idealismus in ihrem Verhältnis zu den philosophisch-ethischen Anschauungen der Frau Necker 22
3. Frau Necker und das Persönlichkeitsideal der Romantik 39

III. Teil:

Die pädagogischen Anschauungen der Frau Necker . 46

1. Das ethisch-ästhetische Bildungsideal 46
2. Der Entwickelungsgedanke in der „Éducation Progressive“ 52
3. Die Ideen der Frau Necker über Frauenbestimmung und Frauenerziehung 87
4. Bildung zur Religion 103
5. Bildung der Fantasie 108
6. Das Prinzip der harmonischen, formalen Geistesbildung 117

Schluß:

Würdigung der Pädagogik der Frau Necker 126

Die eingehenden Ausführungen Rousseaus über die besondere Organisation des weiblichen Geschlechtes, seine Bestimmung und Erziehung im letzten Teile seines Erziehungsromanes[1]) hatten seinen Nachfolgern — und besonders den Frauen unter ihnen — immer und immer wieder Gelegenheit gegeben, zu diesem Problem Stellung zu nehmen und die Ansichten ihres Meisters zu unterstreichen oder zu bekritteln. *Ist das Weib ausschließlich dazu da, dem Manne zu gefallen und seine Lebensgefährtin zu sein?* Das ist die Frage, die immer wieder durch die Darstellungen dieser Autorinnen hindurchklingt. Die „Briefe über Erziehung" der *Mme de Genlis*[2]) bedeuten freilich keinen Fortschritt gegenüber Rousseaus Ansichten über die Stellung des Weibes.

Auch sie bestimmt die Frau für ein eintöniges und *abhängiges* Leben. „Sie soll einen Haushalt führen, Kinder erziehen, einem Herrn untertan sein, der bald ihren Rat, bald ihren Gehorsam fordert; darum soll sie Ordnungsliebe, Geduld, Klugheit, einen richtigen und gesunden Verstand besitzen; sie soll keiner Art von Kenntnissen völlig fremd sein ....., sie soll alle angenehmen Talente besitzen, Sinn fürs Lesen haben, nachdenken ohne zu disputieren, und lieben ohne Leidenschaftlichkeit."[3]) Auch in den außerordentlich stark unter Rousseaus Einfluß stehenden „Familienbriefen" der *Mme Guizot*[4]) werden an die Frauenbildung noch sehr geringe Anforderungen gestellt, wie auch in dem Essai der Gräfin *von Rémusat,*[5]) obschon diese in sehr treffender Weise von weiblicher Eigenart spricht und auch über die soziale Stellung der Frau nicht mehr ganz so rückständig denkt wie Jean Jacques.

Die erste Schriftstellerin indessen, die sich vom Einflusse Rousseaus völlig emancipiert hat und somit über alle ihre Vorgängerinnen wesentlich hinausgeschritten ist, ist seine Landsmännin *Mme Necker de Saussure.* Kraft ihres psychologischen Scharfblickes ist es ihr gelungen, viel tiefer in das Innerste der Frauenseele einzudringen als ihre Vorläuferinnen, sodaß sich ihr die Eigenart

[1]) Émile: Buch V.
[2]) Adèle ou Théodore ou Lettres sur l'Éducation. Paris 1782.
[3]) Ebenda S. 36.
[4]) Éducation domestique ou Lettres de famille sur l'éducation. 1826, 2 Bde.
[5]) Essai sur l'éducation des femmes. Paris 1824.

und die Lebensaufgabe des weiblichen Geschlechtes viel reicher entfalten mußten. *Sie tritt* — wie Wychgram[1]) richtig bemerkt — *zum ersten Male an die sogenannte Frauenfrage heran.*

Die *Lebensanschauung* und *die pädagogischen Ansichten* der Frau Necker, die nach dem Urteile Compayrés[2]) eines der besten Bücher nicht nur über das Wesen und die Bestimmung des Weibes, sondern auch über die Natur des Kindes und den Zweck der Erziehung geschrieben hat, will ich in dieser Abhandlung darzustellen versuchen.

Wie rasch das Buch der Mme Necker[3]) allenthalben Anklang fand, geht am besten daraus hervor, daß schon 1836—38 eine deutsche Übersetzung davon erschien, veranstaltet von Hogguer und Wangenheim (2 Bde., Hamburg) unter dem Titel: *„Erziehung des Menschen auf seinen verschiedenen Altersstufen."* Eine andere Übersetzung von Overbeck und Schmidt (3 Bde., Bielefeld 1842) gibt den Titel so wieder: *„Die Erziehung des Menschen in seiner fortschreitenden Entwickelung."* Den dritten Teil übertrug E. Jacobi: *„Die Erziehung des weiblichen Geschlechts."* (Hamburg 1839.) Nach Ansicht der Übersetzer gehört gerade der dritte Band zum Besten, was jemals über Erziehung und Bestimmung des weiblichen Geschlechtes geschrieben worden und zum Besten, was jemals aus weiblicher Feder hervorgegangen ist.[4]) Jedenfalls von derselben Überzeugung getragen, hat die französische Akademie der Schrift der Frau Necker „unter hohen Lobsprüchen und rauschendem Beifalle der Versammlung" den ersten Preis „für die beste Schrift zur Beförderung der Sittlichkeit" zuerkannt.[5])

Unter den deutschen Pädagogen, die dem Werke der Frau Necker rühmende Worte gespendet haben, stehen Carl von Raumer[6]) und Theodor Waitz[7]) an erster Stelle. Besonders eingehend haben sich dann Sallwürk[8]) und Wychgram[9]) mit ihren Ideen befaßt. Ehe wir uns nun zur Entwickelung der Mme Necker und ihrer Welt- und Lebensanschauung, wie zu ihrem Werke selbst wenden, möge hier noch das treffende Urteil eines neueren Literarhistorikers Platz finden: „Die Éducation Progressive der Mme Necker de Saussure gehört zu den am wenigsten systematischen und didaktischen Werken,

---

[1]) J. Wychgram: Das weibl. Unterrichtswesen in Frankreich. Leipzig 1886. S. 68.
[2]) G. Compayré: Histoire critique des doctrines de l'éducation en France. Paris 1894. Tome 1ier. S. 118.
[3]) *Éducation Progressive* ou *Étude du Cours de la Vie.* 1828—1832. 2 Bde, ein 3. Band erschien 1838 mit dem Titel: *Étude de la Vie des Femmes.* Wir zitieren nach der 9. Ausgabe. Paris Garnier 2 Bde.
[4]) Vgl. E. Jacobi a. a. O. Vorwort des Übersetzers S.V.
[5]) E. Jacobi: S.V.
[6]) C. v. Raumer: Geschichte der Pädagogik etc. 5. Aufl. Gütersloh 1870. Bd. III, S. 371 ff., 413, 420 f.
[7]) Allg. Pädagogik. Braunschweig 1883. S. 285, S. 489.
[8]) Fénelon u. die Literatur der weibl. Bildung etc. 1886. S. 381 ff.
[9]) Das weibl. Unterrichtswesen in Fr. 1886. S. 68 ff.

aber sicherlich zu den inhaltsreichsten und anregendsten, die wir über die schwierige Frage der Erziehung besitzen. Ein gewisses Übermaß von Weitschweifigkeit an manchen Stellen, ein gewisser übertrieben ernster und feierlicher Ton zuweilen nehmen dem Buche nichts von dem eigenartigen Reiz, den es auf die Leser ausübt durch die Schätze an Erfahrung, Beobachtung und Überlegung, die die Verfasserin darin aufgespeichert hat; nicht zu vergessen die Beredsamkeit und Poesie, mit der sie ihre Gedanken zum Ausdruck bringt."[1])

[1]) V. Rossel: Histoire de la litt. franç. hors de France. Lausanne 1895. Kap. IV, Abschn. II, S. 101 f.

I.

Leben der Frau Necker de Saussure.

Ein treues und lebensvolles Bild von der Entwickelung einer literarischen Persönlichkeit zu zeichnen, wird dann besonders schwer sein, wenn dem Biographen so gut wie keinerlei Material zur Verfügung steht an Bekenntnissen dieser Persönlichkeit in Gestalt von Aufzeichnungen, Briefen und anderen Dokumenten, die einen Blick in ihre geistige Struktur tun lassen, sowie an Bemerkungen solcher Zeitgenossen, die in engster Fühlung mit ihr gestanden haben und somit das Gesamtbild zu vervollkommnen imstande sind. In dieser mißlichen Lage befindet sich leider der Verfasser dieser Abhandlung, der für das folgende kurze Lebensbild nur aus einer einzigen Quelle schöpfen konnte: der kurzen Lebensskizze, die der erste Herausgeber der Éducation Progressive der ersten Auflage derselben vorausgestellt hat.[1])

Elisabeth Albertine de Saussure wurde im Jahre 1766[2]) in einem streng protestantischen Hause zu Genf geboren. Ihr Vater war der namhafte Naturforscher Benedict de Saussure, ein Mann, bei dem sich eine ausgezeichnete Befähigung zu streng wissenschaftlicher Beobachtung mit einer lebhaften und dichterischen Fantasie und einem christlich frommen Gemüte verband. Er betrachtete nicht bloß die Werke der Natur mit aufmerksamen und scharfen Augen, sondern hatte zugleich ein warmes Gefühl für die Großartigkeit und Erhabenheit des Universums, und alle Naturerscheinungen behielten auch dann ihren vollen Reiz für ihn, nachdem er sie gemessen und berechnet hatte.[3]) Die Wertschätzung eines solch schönen Gleichgewichtes der Seelenkräfte auch auf seine Tochter zu übertragen, war sein eifriger Wunsch, und wie gut ihm das gelungen ist, dafür erbringt ihr Hauptwerk: „L'Éducation Progressive" einen glänzenden Beweis, wo sie immer wieder die *gleichmäßige und gleichzeitige Entwicklung der Verstandes-, Gemüts- und Willenskräfte betont.*[4])

Beizeiten schon regte M. Saussure seine Tochter zum Lesen an, indem er ihr Bücher in die Hand gab, die vielfach erhebliche An-

[1]) Paulin: Notice sur la vie et les écrits de Mme Necker de Saussure. Vorwort zum ersten Band der „Éducation Progressive". In der 9. Auflage, nach der ich zitiere, ist der Name dieses 1. Herausgebers nicht mehr genannt.

[2]) Während der Todestag der Mme Necker sich bei Paulin findet, ist es mir nicht möglich gewesen, den Tag ihrer Geburt festzustellen.

[3]) Paulin a. a. O. S. I.

[4]) Éduc. progr. I, 40 ff; 273 ff; II, 290 f. Diese glückliche Harmonie der Verstandes- und Gemütskräfte hat auch gerade ihre beste Freundin, Mme de Stael, an ihrem eigenen Vater gerühmt. Vgl. A. Sorel: Mme de Stael. Paris 1890. S. 47.

forderungen an ihre Verstandeskräfte stellten; aber ihre rasche und sichere Auffassungsgabe ermöglichten ihr fast immer, den Vater mit einer treffenden Inhaltsangabe zu erfreuen.

Schon mit 7 Jahren durfte Albertine ihren Vater auf einer Reise nach Italien begleiten, bei der die in Genf begonnenen Unterrichtsstunden im Wagen oder in der Herberge fortgesetzt wurden.[1]) Ihr Vater, der den Wert der Zeit außerordentlich hoch einschätzte, hielt streng darauf, daß seine Kinder auch nicht eine Viertelstunde vergeudeten. Diese heilsame Gewöhnung an Zeiteinteilung und Zeitausnutzung hat Frau Necker lebenslang bewahrt. Die größte Einförmigkeit charakterisiert den Arbeitsplan ihrer gereiften Jahre: Die Zeit des Tages ist geteilt zwischen ernstem Studium, beschaulichem Nachdenken und erquickender Ruhe.[2]) Auch an den Personen ihrer Umgebung schätzt sie besonders die vernünftige Verteilung der täglichen Beschäftigung, so auch vor allem an ihrer Freundin Frau von Stael.[3])

Auf dieser ersten Reise bereits wurde sie von ihrem Vater zu planmäßiger *Beobachtung der Natur* und ihrer Veränderungen angeleitet, und von ihren Nachkommen ist unter ihren Papieren ein Stück von dem Tagebuch gefunden worden, das sie von ihrer frühen Kindheit bis zum Alter von 17 Jahren regelmäßig geführt hat.

Bis zu ihrer Verheiratung hatte sich das junge Mädchen um das gesellschaftliche Leben im üblichen Sinne des Wortes überhaupt nicht gekümmert; im Hause hatte sie selige Stunden mit ihrem Vater und über ihren Büchern gearbeitet und verträumt. Da sie beizeiten eine sehr rasche Auffassungsgabe und einen klaren, hellen Verstand offenbarte, hatte der gelehrte Vater nichts versäumt, so treffliche Anlagen harmonisch auszubilden. Er ließ seiner Tochter einen Unterricht erteilen, wie ihn damals im ganzen nur Knaben erhielten, indem er sie in das Studium der klassischen Sprachen und in die exakten Wissenschaften einführen ließ. So fand sie bald Geschmack an den Perlen der italienischen Literatur — die Sprache Tasso's hatte sie vor jener frühen Reise nach Italien gelernt —; mit dem Latein war sie so vertraut, daß es ihr möglich war, sich für die klassischen Werke des Altertums zu begeistern und deren Studium als ein wichtiges Mittel zur Entwicklung der kindlichen Verstandeskräfte zu preisen. Bald auch konnte sie Shakespeare und Klopstock in deren Sprachen lesen.[4]) Dabei hat sie bis in ihr hohes Alter jederzeit die Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen fleißig und methodisch gepflegt.[5])

---

[1]) Paulin a. a. O., S. III.
[2]) Ebenda S. XXIX.
[3]) Oeuvres complètes de Mme la Baronne de Stael, publiées par son Fils, précédées d'une notice sur le caractère et les écrits de Mme de Stael, par Mme Necker de Saussure. Paris 1820, Tome 1ier, p. CCCXIII f.
[4]) Ebenda p. CLIII.
[5]) Paulin a. a. O. S. V.

Im Alter von 19 Jahren (1785) verheiratete sich Albertine mit dem Rittmeister Jacques Necker,[1]) einem Neffen des bekannten französischen Ministers unter Ludwig XVI., der ja auch einer Genfer Protestantenfamilie entstammte. Bald nach der Verheiratung nahm der Gatte den Abschied und widmete sich eifrig botanischen Studien. Da er es bald zu einigem Ansehen auf diesem Gebiete gebracht hatte, wurde ihm der Lehrstuhl für Botanik und Mineralogie an der Genfer Akademie übertragen. Besonders interessierten ihn die Probleme der angewandten Chemie. Bei seinen Versuchen machte er wertvolle Entdeckungen über Platinherstellung und führte in Genf die Verwendung lithographischer Pressen ein, deren Verfahren er vervollkommnet hatte.[2]) — Daß Frau Necker bei ihrer ausgezeichneten Vorbildung ihrem Gatten bei seiner Berufsarbeit wertvolle Anregungen geben konnte, erhellt ohne weiteres. Ja nach dem Zeugnisse Sismondis[3]) wurde sie ihm so nützlich in seinem Berufe, daß er schließlich von ihr lernte, was er andere zu lehren hatte und „ein ganz tüchtiger Mann" wurde.[4]) Dabei blieb sie stets bescheiden und anspruchslos, ohne jede Schroffheit und Pedanterie, und war überall beliebt. So wurde sie von Frau von Stael mit den Worten gepriesen, „ihre Cousine habe mit dem Verstande, den man ihr zuschreibe, alle Tugenden, die sie (d. h. Frau von Stael) nicht besitze."[5])

Kaum hätte ein Ort der geistigen Entwicklung Albertines so förderlich sein können wie gerade Genf, das bei seiner zentralen Lage in gleicher Entfernung von den Ländern des Südens und Nordens, des Ostens und Westens öfter von Fremden besucht wurde, und wo sich auch gerade damals eine Anzahl bedeutender Männer aufhielten, die durch ihre Tüchtigkeit sich selbst außerhalb der Schweiz einen Namen gemacht hatten, unter ihnen der weitschauende *Sismondi,* dessen Geist unermüdlich auf den Gebieten der Literatur sowohl wie der Geschichte und der Nationalökonomie neue Bahnen gesucht hatte, der begeisterte und geistreiche *Bonstetten,* der mit Bodmer, Lavater und Pestalozzi die „Förderung der Vaterlandsliebe, der Bürgertugend und des öffentlichen Wohles"[6]) als eigentlichen Zweck erstrebte, und *Cellerier,* der bedeutende Kanzelredner, dessen Predigten Frau Necker ebenso wie ihre Freundin von Stael tief ergriffen haben: Ein Kreis ausgezeichneter Männer, in deren Gesellschaft wir die beiden jungen Frauen öfters finden[7]) und die in beider Werken mehrfach erwähnt werden.

---

[1]) Sein Vater, Louis Necker, war schweizer Mathematiker (1730—1804). Er war [der Bruder des Ministers.

[2]) Paulin a. a. O., S. VI.

[3]) Sismondi (1773—1842), namhafter Historiker u. Nationalökonom, begleitete Necker und seine Tochter auf ihren Reisen nach Italien.

[4]) Citiert nach Blennerhasset: Frau v. Stael, ihre Freunde u. ihre Bedeutung usw. Berlin 1887—1889. Bd. II, S. 422.

[5]) Ebenda.

[6]) Blennerhasset a. a. O. I, S. 6.

[7]) Paulin a. a. O., S. X.

Ungeheuer schmerzlich war der Verlust, den Frau Necker im Jahre 1798 durch den Tod ihres Vaters erlitt. *Kein Einfluß ist* — neben dem der Frau von Stael — *von so nachhaltiger Wirkung auf unsere Schriftstellerin gewesen, wie der dieses trefflichen Mannes:* ihm dankt sie ihr ausgeprägtes Interesse für die Naturwissenschaften, ihre schwungvolle Fantasie und vor allem auch ihren tief religiösen Sinn,[1]) der ihrem Hauptwerk das ganz besondere Gepräge verleiht. — Mit dem Tode ihres Vaters schließt die *erste Phase ihrer inneren Entwicklung* ab. Die Freundin, nach der sie gesucht hatte, um sich in ihrem tiefen Schmerz zu trösten, war von ausschlaggebender Bedeutung für ihr *ferneres* Leben. Sie führte die Vereinsamte auf ganz neue Wege, ohne daß dabei die von ihrem Vater begründeten Richtungen irgendwie benachteiligt worden wären.

Frau Necker schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, das Wort ihrer Cousine, „niemals sei sie[2]) von anderen geliebt worden, wie sie selbst geliebt habe",[3]) durch die Tat zu widerlegen. „Im Verkehr mit ihr fand sie den wertvollsten Inhalt des Lebens, wie sie denn auch seine schmerzlichsten Stunden mit ihr teilte. Sie wurde nie müde, den Wandlungen dieses vielseitigen Geistes zu folgen, sich in das Gemüt zu vertiefen, dessen vergebende Nachsicht, Großmut und Treue ihr viel wunderbarer erschienen als das Talent, welches die Welt an ihr bewunderte. Von dieser Seite hat niemand Frau von Stael besser gekannt, niemand ihr Bild liebevoller festgehalten als Mme Necker de Saussure, nachdem ihr, die sie überlebte, kein anderer Trost mehr blieb, als die Größe des erlittenen Verlustes auszusprechen."[4])

Was der gemütvollen Freundin das Erhabenste und zugleich freilich das Gefährlichste im Wesen der Frau von Stael schien, das war „jene *verzehrende Einbildungskraft,* jene Einbildungskraft des Herzens, vermittelst deren sie die Gemüter zu bewegen verstand, die aber das ihre zu tief erschüttert und seine Ruhe gestört hat."[5]) Nach der Meinung der Frau Necker hat die Einbildungskraft einen hohen Wert, den sie aber verliert, sobald sie im Mißverhältnis zu den übrigen Fähigkeiten steht.[6]) Bei aller Betonung der „imagination" in ihrem Werke über Erziehung hat sie darum immer wieder vor deren *Übertreibung* gewarnt: Auf keinen Fall darf — wie im Wesen der Frau von Stael — jene *Sensibilität,* die gegen Ende des 18. Jahrhunderts und hauptsächlich durch den Einfluß Jean Jacques's in den jungen Geistern herrschend geworden war, das Übergewicht in der Seele erlangen.

---

[1]) Vgl. Notice sur la Vie et les Oeuvres de Mme de Stael S. CCLXVI; und auch Éd. progr. I, S. 297.
[2]) nämlich Mme de Stael.
[3]) Blennerhasset a. a. O. II, S. 423.
[4]) Ebenda.
[5]) Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Stael a. a. O., S. XIV.
[6]) Ebenda.

Auf die literarische Tätigkeit der Frau Necker hat der Verkehr mit der vielseitig interessierten Freundin entschiedenen Einfluß gehabt. Wenn sie mit den Erzeugnissen der *deutschen* und *englischen* Literatur der damaligen Zeit vertraut erscheint, so dürfen wir die Anregung auf Frau von Stael zurückführen. Das erste Werk der Frau Necker dankt *ihrem* Ansporn seine Entstehung. Als nämlich Frau von Stael, hingerissen von Bewunderung für ihres Freundes A. W. Schlegels *„Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur,“* [1]) den Wunsch aussprach, dieses Buch übersetzt zu sehen, kam Frau Necker diesem Wunsche entgegen, indem sie 1814 Schlegels Werk ins Französische übertrug. Und als sie später die Feder ergriff, um ihr erstes Werk größeren Umfanges niederzuschreiben, geschah es dazu, die Erinnerungen an die Freundin wiederzugeben, die ihr der Tod 1817 entrissen hatte. Ihre *„Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Stael“* [2]) gehört mit zum besten, was die französische Literatur im Porträt geleistet hat. Durch diese Schrift wurde sie Frau von Staels *erster und immer noch bester Biograph.*[3])

Unendlich viel Anregung hatte der Verkehr mit Frau von Stael dem Innenleben ihrer Cousine gebracht. Neben der wachsenden *Begeisterung für alles Schöne und Erhabene* in Literatur und Kunst war in diesem Umgange das von ihrem Vater angeregte religiöse Fühlen *gestärkt* und *vertieft* worden.

Mit dem Tode der Stael beginnt *die dritte und letzte Periode im Leben* der Frau Necker. Das Gefühl der Vereinsamung nach diesem schmerzlichen Verluste wurde noch durch ein schweres *Gehörleiden* vertieft, das sich beizeiten geltend gemacht hatte und mit zunehmendem Alter die Bedauernswerte zu immer größerer Einsamkeit und Zurückgezogenheit verurteilte. Immer mehr wurde ihr der Genuß geraubt, den ein reger Austausch und geistvolle Unterhaltung gewähren; immer mehr verdüsterte sich ihr klarer, lebendiger Geist zu trüber Schwermut, und traurigen Blickes folgten ihre Augen den Bewegungen des Gespräches, von dem ihr die Worte selbst entgingen.[4])

Gerade aber der völlige Mangel an Aussicht auf Besserung der täglich sich verschlimmernden Leiden erschloß der edlen Frau eine verborgene Quelle ihres Inneren, von der sie bisher nichts geahnt; und wenn sie anfangs nichts gefühlt hatte als Trauer über

---

[1]) Wien 1808.

[2]) 1820.

[3]) Vgl. Blennerhasset a. a. O. I, S. VI; Paul Albert: La littérature française au 19ième siècle. Paris 1902. Tome 1ier, S. 194; A. Sorel a. a. O., S. 211.

[4]) Paulin a. a. O., S. XIII f. Sie selbst sagt einmal: „Ach, wenn dieses Übel die Blüte des Lebens knickt, wenn man das zarte Lallen der Kinder, wenn man die teuersten Stimmen nicht mehr hört, dann wird die Welt, die man noch liebte, zu einer Wüste, und zu einer mit abgeschiedenen Schatten bevölkerten Wüste, die um uns her irren, ohne uns anzureden. Späterhin ist dieser teilweise Tod eine Vorbereitung zum wirklichen Tode.“ (Édition II, 567; Jacobi a. a. O., S. 407.)

ihren Zustand, so glaubte sie später eine Abhilfe gefunden zu haben gegen die düsteren Gedanken in reger schriftstellerischer Tätigkeit, die für sie nunmehr den Verkehr mit den Menschen ersetzte. So danken wir der trübsten Epoche ihres Lebens ihr hervorragendstes Werk, die *„Éducation Progressive"*.

Literarischer Ruhm war darum nicht ihr Streben; sie schrieb, um gegen den zehrenden Kummer anzukämpfen, um ihre Gedanken von den trüben Blicken in die traurige Zukunft abzulenken; und wenn sie nichts hätte veröffentlichen sollen, sie schrieb dennoch Bücher, um ihre Leiden zu vergessen, indem sie sich über Gegenstände verbreitete, die von Nutzen und Wert für die Allgemeinheit sein konnten.

Die letzten Jahre ihres Lebens vergingen für Frau Necker in der Beschäftigung mit denselben Arbeiten, die schon ihre Jugend erfüllt hatten, mit dem Unterschiede nur, daß ihr diese Gebiete mit zunehmender Reife immer fruchtbarer erschienen, daß sie die Natur mit *wachsender Bewunderung* und die Menschen mit *zunehmendem Wohlwollen* betrachtete.[1]) Ihr Leben war, wenngleich es ihr viel Kummer gebracht hatte, nicht ohne Glück. So war es ihr vergönnt gewesen, eine frohe Schar eigner Kinder aufwachsen zu sehen, und dank der methodischen Bildung, die ihr Vater ihr hatte zuteil werden lassen, hatte sie diese in den verschiedensten Fächern — Latein und Griechisch, Naturwissenschaften und Musik — selbst unterrichten können; und nicht zuletzt den von ihr ausgehenden Anregungen hat es einer ihrer Söhne[2]) zu danken gehabt, wenn er sich als Professor der Akademie zu Genf durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten einen Namen gemacht hat.

Ebenso *harmonisch und ruhig* wie ihr Leben überhaupt verliefen auch ihre letzten Tage. Schon monatelang waren ihre Kräfte ganz allmählich schwächer geworden, sodaß sie auf den Abschied von den Ihren völlig vorbereitet war. Und doch, bis in den nahenden Tod unterbrach sie nur selten ihre regelmäßige Lektüre und ihre gewohnten Gedankengänge, um bis ans Ende gegen die zunehmende Auflösung zu kämpfen.[3]) 75 Jahre alt starb Frau Necker am 13. April 1841 in Mornay, einem kleinen Alpendorfe, wohin sie ihre Angehörigen, auf die günstige Einwirkung der milden Luft hoffend, gebracht hatten.[4]) — *Die tiefen, ernsten und praktischen Gedanken,* die sie in ihren Schriften, vor allem in der „Éducation Progressive" niedergelegt hat, haben ihr — besonders in Frankreich und der Schweiz — ein bleibendes Andenken gesichert.

---

[1]) Paulin a. a. O., S. XXX.

[2]) Louis Albert Necker, geb. in Genf 1786, Professor der Mineralogie und Geologie in Genf, veröffentlichte: Voyage en Écosse et aux îles Hébrides 1821; Le règne minéral ramené aux méthodes de l'histoire naturelle 1835; Études géologiques dans les Alpes 1841 etc.

[3]) Paulin a. a. O., S. 30.

[4]) Ebenda S. 31.

II.

Frau Necker und die geistigen Strömungen der Romantik und Restauration.

1. Die religiösen Anschauungen der Romantik und die Stellung der Frau Necker zu denselben.

Diese kurze Lebensskizze wird freilich nicht genügen, um einen Blick in die Tiefe der Gesamtkonstitution unserer Denkerin zu eröffnen. Um diese richtig zu erkennen, werden wir die gewaltige geistige Bewegung des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts würdigen müssen, inmitten deren unsere Verfasserin groß wurde. Den Zusammenhang der Persönlichkeit der Mme Necker mit der Gesamtheit darzustellen, in der sie lebte, mit der Kultur des damaligen Frankreich und Deutschland, wie sie uns in den sozialen und sittlichen Zuständen, in den philosophischen und religiösen Anschauungen jener Tage entgegentritt, wird unsere nächste Aufgabe sein. Wir werden versuchen müssen zu zeigen, wie Frau Necker diese Elemente der geistigen Kultur, die auf sie wirkte, in ihrer Weise zu einem eigentümlichen Ganzen ihrer Lebens- und Weltanschauung verarbeitete. Erst dann werden wir auch ihre pädagogischen Bestrebungen würdigen können, die wir ohne die zu ihrer Zeit herrschenden Tendenzen nicht verstehen können; denn was für das Bildungswesen im Großen gilt, daß es keine Eigenbewegung hat, „sondern von dem großen Gang der allgemeinen Kulturbewegung bestimmt wird",[1]) das hat auch für die pädagogischen Grundsätze einer Einzelpersönlichkeit Geltung. — *Der Grundzug des Wesens der Mme Necker ist ihre tiefe Religiosität.* Werfen wir zuerst einen Blick auf die religiösen Zustände ihrer Tage!

Am 15. September 1801 erfolgte die feierliche Bekanntmachung des „Concordats". Damit war die christliche Lehre und der christliche Kultus für den gesamten Bereich der französischen Republik wieder eingeführt. Allgemeinen Beifall fand diese Maßnahme des ersten Konsuls, und in dem einmütigen Jubel darüber wurden für einen Augenblick alle konfessionellen Unterschiede vergessen. Es handelte sich nicht um die Wiederherstellung der oder jener Reli-

[1]) Fr. Paulsen: Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Vorwort.

gion, sondern der Religion überhaupt, und „gute Protestanten freuten sich, die Messe wieder in den Tempeln zelebrieren zu sehen, die von den Festen des Schreckens und dem Kult der Vernunft entweiht worden waren.“[1]) Nunmehr traten Sonntagsfeier und christliche Zeitrechnung wieder in ihr altes Recht; der Atheismus hatte aufgehört, Staatsreligion zu sein — und dies zum Segen der französischen Nation.

Denn in den ersten Jahren der atheistischen Ära war das ruhige normale Leben in Frankreich ganz außer Gang gekommen. Die ganze Nation war von einem Fieberwahn ergriffen, der auf die Dauer etwas völlig Natürliches schien. Auf diese 3 Jahre täglicher Stürme und Schlachten war eine Zeit allgemeiner Erschöpfung und Abspannung gefolgt. „Man wollte leben, wollte das Leben genießen, das sozusagen unterbrochen worden war. Eine Gier nach Vergnügen, ein Verlangen nach Wollust aller Art bemächtigte sich aller Gemüter, ein Begehren, auf wenige Tage alle die Genüsse zu vereinigen, an die man die Erinnerung fast verloren hatte.“[2])

Der Anblick dieser Zügellosigkeiten hatte verschieden auf die Geister gewirkt, die klar und selbständig genug waren, um urteilen und vorausschauen zu können. Die *Royalisten,* die kaum zurückgekehrten Emigranten, feuerten zu diesen Orgien an oder freuten sich mindestens darüber. Sie meinten, das trunkene Volk sei zur Sklaverei geschaffen, es brauche nur einen Herrn und dieser Herr würde sich finden. Die Gemüter der anderen dagegen waren tiefbetrübt, von Entmutigung niedergebeugt. Die Menschen, die sich ein edles Herz bewahrt hatten, seufzten über die Habgier, die schamlosen Spekulationen, die Sittenlosigkeit, die sich großtat, sowie über die Gemeinheit und Bestechlichkeit aller Art.

Die Veröffentlichung des „Concordats“ eben in dieser Zeit war nun von Bonaparte ein *Akt politischer Klugheit.* Er sah ein, daß er ohne Religion das Volk nicht im Zügel halten könne und daß dazu die Macht der katholischen Kirche bessere Dienste leisten würde als die Vernunftreligion, die in der Mehrheit der Nation keinen festen Fuß gefaßt hatte.

Aber es gab doch, wie gesagt, auch Menschen *mit reineren Absichten,* die, von der Not des französischen Volkes im tiefsten Herzen ergriffen, dem Jammer abhelfen wollten. Eine solch edle Gesinnung bezeugen vor allem Frau von Stael und Chateaubriand in ihren eben damals erscheinenden Werken. Das schon 1800 veröffentlichte Buch der Stael „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales“ war ein Buch „voller Glaube und Traurigkeit.“[3])

Die Traurigkeit entspringt dem Anblick der damaligen *trostlosen*

[1]) A. Vinet: Études de la Littérature Française au 19ième siècle. Paris 1908. S. 256.
[2]) Paul Albert a. a. O. I, S. 209 f.
[3]) Paul Albert a. a. O. I, S. 211.

Zustände; und doch überläßt sich die Verfasserin nicht düsteren Zukunftsgedanken. Der Glaube hält sie aufrecht, wenn auch nicht ein heiterer, lächelnder Glaube. Sie lebt der Überzeugung: was sein muß, wird werden. Vernunft, Freiheit, Fortschritt werden schließlich triumphieren, aber wann? — Sie hofft; doch ist ihr Glaube nicht frei von Qual und Angst. Wie sie auf der letzten Seite ihres Buches sagt,[1]) kann sie die Gedanken von ihren Gefühlen nicht trennen; so männlich ihr Geist erscheint, ihr Herz ist das der Frau.

Die Lehre vom Fortschritt, von der Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit hatte noch der sterbende Condorcet mit unerschütterlicher Zuversicht proklamiert. Sein Glaube war der des 18. Jahrhunderts. An diesem Glauben hielt Frau v. Stael fest. Sie versuchte, diese Theorie auf die Literatur anzuwenden; und sie war die erste, die die heute ganz allgemein anerkannte Wahrheit, daß die Literatur eines Volkes in engster Beziehung zu dessen politischen, sozialen und religiösen Anschauungen steht, festgelegt hat.

Sie beginnt mit einer Prüfung der griechischen Literatur nach diesem Gesichtspunkte, indem sie deren Entwickelung während der verschiedenen Perioden verfolgt, ihren Einfluß auf die Sitten nachweist und ihre Bedeutung für die „Zivilisation" daraus resumiert. Sie schreitet über die Kultur der Römer, der Barbaren des Nordens, des Christentums zur modernen Zeit und ihrer Literatur.[2]) — Von der Gegenwart hofft sie viel: *bis in die innersten Tiefen muß die Gesellschaft erneuert werden.* Zu den ansehnlichen Fortschritten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Philosophie müssen sich Fortschritte auf sittlichem Gebiete gesellen, eine höhere Auffassung von der Bestimmung der Individuen und Völker, ein tieferes Erforschen der menschlichen Seele. *Rückkehr zur Tugend hatte schon das 18. Jahrhundert gefordert* (Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre); *für Frau v. Stael fiel diese Rückkehr mit der des religiösen Geistes zusammen.*

Gerade damals waren auch, ein Jahr vor dem Werke der Frau von Stael, Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" erschienen. Schleiermacher hatte — genau so wie die Stael — den *erschlafften* und *gleichgültigen religiösen Sinn* zu *wecken* gesucht, auch er hatte sich die *Versöhnung zwischen Bildung und Religion* als Aufgabe gestellt.[3])

Aber Frau von Stael stand in Frankreich nicht allein mit ihrer Sehnsucht nach Vertiefung des religiösen Fühlens. Der französischen Romantik überhaupt kann das Verdienst nicht streitig gemacht werden, eine solche Veredelung mit Kräften bewirkt zu haben. Fast zu gleicher Zeit mit ihrem Werke hatte *Chateaubriand* sein Buch *„Genie du Christianisme"* (1802) in die Welt geschleudert.

---

[1]) Mme de Stael: De la littérature etc. Oeuvres V, S. 394.
[2]) Stael. Oeuvres a. a. O. V, S. 85 ff.
[3]) Suchier und Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur etc. Leipzig und Wien. 1900. S. 607.

Den religiösen Sinn zu erwecken, war seine Absicht wie die Schleiermachers und der Frau von Stael; aber seine Betrachtungsweise war eine ganz andere.

Wenn man die christliche Religion richtig erfassen wolle, so müsse man alle ihre verschiedenen Formen gelten lassen: das war Schleiermachers Meinung, und auf diese Auffassung stoßen wir auch bei der protestantischen Frau von Stael, „die den Glauben in jeder Form achtet und seiner *sittlichen* Bedeutung gerecht wird." Chateaubriand dagegen kennt in seinem „Geist des Christentums" allein *„die Kirche";* d. h. die katholische; er verheißt sich von ihren Einrichtungen und Satzungen, ihrer ganzen Fülle und Herrlichkeit eine mächtige Wirkung auf Fantasie und Gemüt.[1]) Er versuchte zu zeigen, daß der Katholizismus die Poesie nicht bloß nicht verbannte, sondern sogar eine solche in sich schließe von unvergleichlichem Reichtume, durch dessen Pracht er aller Augen zu blenden suchte. „Das Christentum sollte wieder liebenswürdig gefunden werden."[2]) Freilich blieb Chateaubriand zu sehr Maler und Künstler; Frau von Stael appellierte viel mehr als er an die Tiefen des Gemütes. *Für sie war wie für Schleiermacher das Wesentliche in der Religion das Gefühl.* Sie wollte sich für ein bestimmtes Glaubenssymbol nicht entscheiden und war doch hundertmal religiöser als Chateaubriand; ihr Glaube war der des Vicaire savoyard; er war der ihres Meisters Rousseau. Sie wollte keinen Mittler zwischen Gott und dem Menschen, die Seele sollte *unmittelbar* mit dem Schöpfer verkehren dürfen.

Die beiden so verschiedenen Auffassungsweisen der Religion bei Frau von Stael und Chateaubriand mischen sich und verschmelzen bei den Romantikern. Victor Hugo lehnt sich an Chateaubriand an: ihn inspirieren Katholizismus und Royalismus. Der träumerische, melancholische Lamartine dagegen fühlt sich mehr angezogen von Frau von Stael, mit der er das Gefühl des Unzulänglichen dieses Daseins und die vage, unaufhörliche Sehnsucht nach einem höheren Leben teilt.[3])

In diese Zeit, die durch die fortschreitende *Vertiefung der Religiosität* gekennzeichnet wird, fällt auch das literarische Schaffen der *Mme Necker de Saussure.* Diese Frau, das zeigt deutlich ihr Hauptwerk, hatte beide Betrachtungsweisen auf sich wirken lassen. Mehr aber als die Art Chateaubriand's, die Religion zu erfassen, sagte ihr ganz entschieden die ihrer Freundin und des von dieser inspirierten Lamartine zu. Auch sie lebte des frommen Glaubens und der festen Hoffnung, daß nur auf Grund einer *völligen inneren Revolution* eine dauernde Besserung der sozialen Verhältnisse geschaffen werden könne. „Unsere Zeit hat ernste Lehren gegeben; die Hoffnungen, die man auf politische Umgestaltungen setzte,

[1]) Suchier und Birch-Hirschfeld a. a. O. S. 608.
[2]) Ebenda.
[3]) Paul Albert a. a. O. I, S. 225.

gingen zu weit. Man hat wohl bemerken können, daß ein unerwartet hoher Grad von Freiheit, eine geschickt entworfene Verfassung nicht hinreichen, das Glück eines Volkes zu begründen ..... Die sich entwickelnden Veränderungen der Regierungsformen und die weitere Verbreitung positiver Kenntnisse haben gleicher Weise die Erwartungen des denkenden Teiles der Nation getäuscht; die allgemeine Not ist dieselbe geblieben und die Zukunft noch immer drohend. Wo liegt also der Grund des Übels? Er liegt *in der Tiefe der Seelen, in dem inneren Heiligtume, wohin das Auge des Menschen nicht dringt.*“[1])

Auch für sie ist die Rückkehr zur Tugend unzertrennlich mit der *Wiederbelebung des religiösen Gefühles* verbunden: Je höher die Menschheit auf der Stufenleiter der geistigen Kultur emporsteigt, umsomehr ist es nötig, *gegenüber der einseitigen Betonung des Intellektuellen die Bedeutung einer gemütvollen Erfassung der Religion geltend zu machen.* Ihre Anschauung, wie sie die folgenden Worte wiedergeben, zeigt deutlich, wie sehr ihr Fühlen das ihrer Zeit, wie wesensähnlich ihre Konstitution der der Frau von Stael ist. „Mitten in der tiefsten Unwissenheit, da die Vernunft selbst schlummerte, mußte eine glückliche Ahnung „jene unbekannte eigentümliche Regung offenbaren, welche des armen Wilden sich erbarmt.“[2]) Am entgegengesetzten Ende der Stufenleiter unserer Entwickelung mußte jenes Verlangen, jener Aufschwung der Seele sich ankündigen, *nachdem ein Überschwang geistiger Verfeinerung die Schatten des Zweifels heraufbeschworen,* nachdem die Vernunft ihre Pfade verkehrt und in unentrinnbare Irrsale sich verloren hat. Dann verkündet wiederum eine mächtige Stimme, die im tiefsten Herzen wiedertönt, eine unsichtbare Macht; dann zeigt die ganze Natur, der gestirnte Himmel, das Dunkel des Waldes, der stürzende Gießbach dem Menschen die Gottheit und zwingt ihn, seine Gegenwart anzuerkennen.“[3])

Die Religiosität erscheint uns als die Grundstimmung im Wesen der Frau Necker. — Sie war in Genf geboren, der Stadt, der Calvin für alle Zeiten das Gepräge seiner Eigenart aufgedrückt hatte, so scharf, wie es keinem Gesetzgeber zuvor oder nachher gelungen ist. Von ihm hatten die Genfer die strengen Sitten zum Vermächtnis erhalten, das reservierte Benehmen, den Geist des Mißtrauens und Argwohns: lauter Züge, die auch die mannigfaltigen Ideenrevolutionen nicht hatten verwischen können. „Vergebens ist die Philosophie des 18. Jahrhunderts in die Bevölkerung eingedrungen; umsonst hatte Ferney lange Zeit als glänzender Meteor am Horizonte geleuchtet; der gestrenge Blick Calvins scheint noch auf der Stadt zu ruhen und nirgends eine freie Sprache und zügellose Sitten

---

[1]) Necker de Saussure: Étude de la vie des femmes. Übers. von Ed. Ad. Jacobi: Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes. 2. Ausg. Leipzig 1877. S. 90 f.

[2]) Worte Chateaubriands (Anm. der Verfasserin. Éd. pr. I, 293).

[3]) Éd. pr. I, 293 f. Zitiert nach Sallwürk: Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung a. a. O. S. 386.

aufkommen zu lassen."[1]) Der Charakter der Genfer war immer ernst geblieben und mehr aufs Kalkulieren und Grübeln gerichtet gewesen als auf Frohsinn und Lebensgenuß. Voltaire hatte Genf bezeichnet als die „Cité sournoise où jamais l'on ne rit".[2]) Alles lustige Wesen, besonders alle öffentlichen Theateraufführungen hatten die Launen der puritanischen Geistlichen vom Weichbilde fernzuhalten gewußt.

Frau Necker ist in Genf aufgewachsen und auch später kaum auf längere Zeit von dort weggekommen. Kein Wunder, wenn der puritanische Geist ihrer Vaterstadt auch auf sie ein klein wenig abfärbte, deren religiöse Anschauung Einflüsse wesentlich anderer, besonders romantischer Art, aufweist. Bis in die in ihren reifsten Jahren entstandene Erziehungsschrift hinein lassen sich gewisse, wenn auch seltene Spuren einer herben calvinistischen Auffassung verfolgen. Wir finden sie besonders in einigen dort erteilten erzieherischen Ratschlägen: auf calvinistischen Einfluß ist es wohl mit zurückzuführen, wenn sie darauf dringt, bei der Erziehung der Mädchen deren Neigung zum Vergnügen auf jeden Fall zu ertöten. Nur dadurch, daß die Eltern *Konzerte, Theateraufführungen, Romanlektüre* ganz von den heranwachsenden Töchtern fernhalten, werden sie nach der Meinung der Frau Necker das „mutwillige, störrische und vergnügungssüchtige Wesen, das im Kinde steckt", im Keime ersticken können.[3])

Für sie gilt, wie schon aus dieser Bemerkung hervorgeht, der *optimistische* Glaube Rousseaus an die ursprüngliche *Güte* der menschlichen Natur kaum. Ihr erscheint der Mensch im letzten Grunde schwach und sündig, wie das Christentum es lehrt.[4]) Freilich gibt sie dabei weder den *freien Willen,* noch die *persönliche Verantwortlichkeit* ganz preis. Wenn der Mensch von der Geburt an mit der Erbsünde belastet ist, so ist das für den Erzieher ein Grund mehr, sich an die moralische Energie, an den Willen, das Gewissen im Zögling zu wenden; *wenn die Erziehung nicht alles vermag, vieles vermag sie;* das ganze Leben ist nichts als Erziehung, der Mensch darf nie aufhören, sich selbst zu erziehen, denn es ist seine Bestimmung, sich andauernd zu vervollkommnen.[5])

Freilich besonders häufig finden wir solche auf die Einflüsse des Calvinismus hindeutende Äußerungen nicht. Denn wie gesagt: Viel stärker als von dieser Seite her wurde das religiöse Denken und Fühlen der Frau Necker durch die zu ihrer Zeit herrschende romantische Strömung befruchtet. Von besonders großer Wirkung

---

[1]) Paulin a. a. O., S. VIII.

[2]) Zitiert von Blennerhasset a. a. O. I, S. 7.

[3]) Éd. pr. I, S. 334. Hierher gehört auch ihre Behauptung, das kleine Kind sei ungehorsam aus Vergnügen am Ungehorsam, es tue das Böse um des Bösen willen (Vgl. die sonderbare Deutung ihrer Beobachtung an einem 18 Monate alten Kinde. Éd. pr. I, 205) und es quäle Tiere, um sich gegen das Mitleid abzuhärten (Éd. pr. I, 206).

[4]) Éd. pr. I, S. 47 f.; 199 ff.; II, S. 218.

[5]) Éd. pr. Buch I, Kap. IV: Einfluß der Erziehung auf die Kraft des Willens.

mag in dieser Hinsicht der Verkehr der Necker mit ihrer Cousine gewesen sein. Wie Frau Necker stammte auch die Stael aus einer alten protestantischen Familie, die ihren Sitz lange Zeit schon in Genf gehabt hatte, wo ja auch ihr Vater, der Minister Necker, geboren war. — Wir haben so gut wie keine Anhaltspunkte dafür, wie Frau von Stael zur dogmatischen Lehre ihrer eigenen kirchlichen Gemeinschaft stand, deren Gottesdienste sie in Coppet und Genf besuchte. Gerade ihr Schweigen darüber dürfen wir vielleicht als Bestätigung dafür auffassen, daß sie den Nachdruck auf *die sittlichen Forderungen* legte, ebenso wie ihre Freundin, ebenso wie das Zeitalter, dem sie angehörte, überhaupt. Ihr Christentum war — und vor allem in ihren jüngeren Jahren — völlig *frei und unabhängig, vom Dogma losgelöst;* es berührte sich stark mit dem *Christentum des Vicaire Savoyard.*[1]) Aber auf dem Wege einer fortschreitenden Entwickelung ist sie dem *positiven Christentume* näher gekommen. Daß sie später anderen und gerade auch ihrer treuesten Freundin als Vorbild einer glaubensstarken, religiösen Seele gelten konnte, wird uns von Mme Necker ausdrücklich bestätigt: „Auch im Hinblick auf den allerwichtigsten Punkt, auf die Religion, wirkt das Beispiel der Frau von Stael belehrend. Dieser unabhängige Geist, ... diese Freundin des Lichtes, das sie von allen Seiten aufnimmt, ist von Tag zu Tag immer tiefer überzeugt gewesen von den erhabenen Wahrheiten des Christentums. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, da es sie durch so viele wechselvolle Schicksale hindurch zu diesen großen Gedanken hingeführt hat, zu denen wir auf den verschiedensten Wegen in gleicher Weise gelangen können."[2]) — Immer ausgesprochener wurde die christliche Überzeugung, immer lebhafter und beständiger die religiösen Gefühle der Stael *seit dem Tode ihres Vaters* (1807).[3]) Ein vager poetischer Glaube befriedigte sie nicht länger; „sie bedurfte eines festen Glaubens an jenes Versprechen der Unsterblichkeit, das allein sie der Verzweiflung entriß, mit einem Worte, sie hatte das Verlangen, Christin zu sein, weil ihr Vater als Christ gestorben war."[4]) Gerade diese Zeit, in der sie immer mehr durchdrungen wird von der Überzeugung, daß *die Religion die wahre Grundlage der Moral* bilden müsse, ist bezeichnet durch ihre Arbeit an dem Buche „Über Deutschland", in dem sie dem religiösen Gedanken einen sehr breiten Raum gewährt hat. Geläutert und erleuchtet von den erhabenen Ideen der deutschen Philosophen, und wie viele warmfühlende Naturen in Deutschland und Frankreich von dem Sehnen nach einem vertieften Christentum durchdrungen, stellt sie sich als Vertreterin der „Religion des Enthusiasmus"[5]) dar. Auf die Stimme des Herzens hören, an die

[1]) Paul Albert a. a. O. I, S. 224; vgl. auch E. Faguet: Revue des 2 mondes 1887, [S. 376 f.
[2]) Notice sur le caractère a. a. O., S. X f.
[3]) Vgl. A. Sorel a. a. O., S. 134 f.
[4]) Notice sur le caractère a. a. O., S. CXVI.
[5]) Mme de Stael: De l'Allemagne; 4. Teil: Die Religion und der Enthusiasmus.

ständige Offenbarung Gottes glauben, ihm voller Hingebung vertrauen und gehorchen, und durch diese Hingebung eine beständige Gemeinschaft zwischen sich und Gott herstellen, darin sieht sie das Wesen des religiösen Menschen.

Dieses völlige Aufgehen in Gott, von dem Frau von Stael spricht,[1] kommt dem *Mysticismus* nahe, obschon nicht behauptet werden kann, daß sich die tief religiös fühlende Frau von der mystischen Strömung habe mitreißen lassen, wie sie damals von Deutschland ausging.[2] In den bekannten Kapiteln „Über den Mysticismus und die Theosophen"[3] gesteht sie, daß es schwer sei, diese zu verstehen; zweifellos aber waren die Ideen solcher Geister viel mehr nach ihrem Sinne als die Lehren der Orthodoxie, weil sie ihr Verlangen befriedigten, *die Religion als höchste Auffassung der Liebe* zu begreifen.

Durchaus *antirationalistisch* wie die Religion Chateaubriands, der Stael und anderer warmfühlender Naturen ist nun auch die religiöse Auffassung der Frau Necker. *„Das Wesen der Religion ist Gottesliebe,* und die ewigen Interessen sind die Interessen dieser Liebe. So erwecke und nähre denn diese Liebe, wenn du willst, daß die Religion dazu diene, die Sittlichkeit zu gründen und zu befestigen."[4] *Die Religion ist ein Gefühl* und zwar eines, das tief im Herzen auch des jüngsten Menschen begründet liegt, wo es nur die Erziehung aus dem Schlummer zu wecken braucht. *„Die Seele ist,* vermöge des göttlichen Funkens, des Geistes, der sie zur Seele macht, *ihrem Wesen nach religiös.* Diese Tatsache kann sich von der frühesten Kindheit an zeigen, aber die Erziehung soll sie an das Tageslicht ziehen, *und gerade dies ist ihre wichtigste Aufgabe."*[5]

Dieses *Gefühl* erscheint als ein solches *innigster Gemeinschaft mit Gott.* „Das Bedürfnis, mit Gott sich auszusprechen, in seiner Drangsal ihn anzurufen, ihm seine Wünsche zu unterbreiten, ihm sein vergangenes Tun und seine Zukunftspläne vorzulegen, ihn um die nötige Kraft zu bitten, im Guten zu beharren und dem Bösen zu wehren: das kann auch schon das Kind fühlen."[6] Das innige Herzensverhältnis mit Gott in dieser Welt und die dauernde Vereinigung mit ihm in der anderen Welt erscheinen ihr als „ein Glück, zu dem die süßen Erregungen der Frömmigkeit schon ein entzückendes Vorspiel sind."[7]

---

[1]) Mme de Stael: De l'Allemagne. Paris Garnier (Ausgabe ohne Jahresangabe),
[2]) Vgl. Blennerhasset a. a. O. III, S. 300. [S. 569.
[3]) De l'Allemagne, Kap. V u. VII.
[4]) Éd. pr. I, 231. Übersetzt von Wangenheim a. a. O. I, 348.
[5]) Éd. pr. I, 209. Wangenheim I, 319 f. Alle aus der Übersetzung von Hogguer-Wangenheim übernommenen Zitate sind als solche gekennzeichnet. Alle nicht besonders gekennzeichneten Stellen aus der Éd. pr. sind vom Verfasser selbst übersetzt worden.
[6]) Éd. pr. I, 70.
[7]) Éd. pr. II, 77.

Gott ist zugleich in uns und außer uns: in uns als Zeuge unserer geringsten Gedanken, Gefühle und Wollungen; außer uns, damit wir ihn verehren, anrufen, fürchten können. — Am meisten zwingt uns der Anblick der *Natur, die Größe und Erhabenheit Gottes* zu bewundern.[1]) Dieser Sinn für das Erhabene und Wunderbare in der Natur, diese kontemplative Betrachtungsweise, die *das völlige Hineinversenken ins Göttliche* zum Ziele hat, die Erhebung des Individuums zu dem Göttlichen und Unendlichen, *die Aufgabe des Eigenlebens ihm gegenüber,* kommt dem Mysticismus ebenso nahe wie die Auffassungsweise Chateaubriands,[2]) Jacobis oder Jean Pauls. Auch sie hält den Glauben an das Wunderbare und Geheimnisvolle für ein tiefbegründetes und wesentliches Merkmal der religiösen Empfindung; auch sie möchte in echt romantischer Art durch die Hülle der Sinnenwelt hindurchschauen in das Geheimnisvolle, was hinter ihr versteckt ist. Sie möchte im Alltäglichen gerade das Rätselhafte, im Sinnlichen das Übersinnliche ergreifen. *„Alle Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen sind Mysterien.* Die Einwirkung Gottes auf den Menschen, der Grad von Freiheit, die er ihm läßt, das Geschick, das er ihm bestimmt, die ewige Herrlichkeit, die er ihm verspricht, *alles das ist Mysterium.* Aber eben das Geheimnisvolle hat für das menschliche Herz, das vorauszuahnen liebt, was es nicht weiß, einen eigenartigen Reiz. *Es liegt in der Hoffnung, es liegt in der Liebe ein ahnungsvolles Rätsel, das mehr entzückt als die vollkommenste Erkenntnis.* Unsere Sehnsucht richtet sich immer auf das Unbekannte; das hingegen, was wir mit dem Verstande erfassen können, erscheint uns nie erhaben genug, um das Ziel grenzenlosen Wünschens und Strebens zu sein.[3])

Ein wichtiges Ausdrucksmittel religiösen Empfindens ist ihr wie allen denen, die mit Rousseau auf *die Kultur des Herzens* besonderen Wert gelegt haben, *das Gebet.*[4]) Nicht oft genug kann sie die hohe Wirkung dieses Mittels preisen. *„Der wichtigste Akt des Kultus,* der, welcher zum Wesen des Kultus selbst gehört, *ist das Gebet.* Der ebenso einfache als erhabene Gedanke des Gebets knüpft sich an den Gedanken aller unserer Verhältnisse zu Gott ..... Das Gebet liegt in unserer Natur: Es ist der Seufzer einer gefangenen Seele, es ist der Vorgeschmack ihrer Befreiung,

---

[1]) Vgl. Éd. pr. I, 293.

[2]) „Nichts im Leben ist so schön, so süß, so groß wie das Mysteriöse .... Alles im Universum ist geheimnisvoll und dunkel. Der Mensch selbst, ist er nicht ein seltsames Rätsel? Es gibt keine Religion ohne die Mysterien." Génie du Christianisme I, 54.

[3]) Éd. pr. II, 82.

[4]) Vgl. Rousseau: Nouvelle Héloise. Oeuvres compl., tome 5e, p. 26: „Esclaves par notre faiblesse, nous sommes libres par la prière". Diese Stelle hat Frau Necker wörtlich übernommen (Éd. pr. I, 70). Über den Wert des Gebetes vgl. auch Chateaubriand Oeuvres IV, 253 ff.; Mme de Stael I, CCCLVI; Jean Paul: Levana (Ausg. Lange, S. 64 ff.).

es ist das Vorgefühl der Ewigkeit. Der Mensch betet, auf welcher Stufe der Kultur er auch stehen möge. Der mit den Wohltaten der Offenbarung unbekannte Wilde betet schon, und es betet auch der im Glauben vollendete Christ. Von dem ganzen Zustande himmlischer Wesen ist uns nichts begreiflich als das, daß sie beten. Wir glauben es zu sehen, wie die Engel beten, und wissen, daß Jesus Christus ohne Unterlaß gebetet hat." [1])

Wie romantisch empfindende Naturen die *Musik*[2]) lieben, die ihnen als eine Offenbarung des Gemütslebens erscheint, so sieht auch Frau Necker in ihrer magischen Wirkung ein wichtiges Mittel zur Begründung und Stärkung des religiösen Gefühls.[3])

Auch die religiöse Anschauung der Frau Necker berührt sich demnach mit der zur Zeit der Romantik stark verbreiteten Auffassung Rousseaus, indem auch sie zur Religion *auf dem Wege des Gefühles,* nicht auf dem der Vernunft gelangt, indem auch sie der Religion einen inbrünstigen und an manchen Stellen *nahezu mystischen Charakter* gibt. Für sie, wie für Jean Jacques, entspringt die Religion aus dem Liebesdrange, den Irdisches und Begrenztes nicht zu befriedigen vermag und der nur in der Erhebung zur Quelle alles Gefühles und aller Existenz der schmachtenden Seele Labung schafft.[4])

Sie weiß sich eins mit Frau von Stael und Chateaubriand in der Auffassung, daß das religiöse Empfinden *mit dem ästhetischen Gefühl* Hand in Hand gehen müsse. Nach ihrer Meinung können die Künste überhaupt ohne Religion nicht bestehen, sodaß das Feuer künstlerischer Begeisterung bei den verschiedenen Völkern in demselben Verhältnis verlöschen mußte, wie der Unglaube bei ihnen einriß.[5]) Aus einer solchen Anschauungsweise klingt die Überzeugung des Verfassers der „Atala", der einmal sagt: „Malerei, Architektur, Poesie und Beredsamkeit sind in den Zeiten vorwiegend philosophischer Spekulation stets zurückgegangen. Denn *der Geist des Raisonnements unterwühlt,* indem er die Fantasie zerstört, *die Grundlagen der schönen Künste*".[6])

Bei der Sehnsucht der Frau Necker, das religiöse *Gefühl,* das tief in der Seele liegt, „in dem inneren Heiligtume, wohin das Auge des Menschen nicht dringt," [7]) neu und kraftvoll belebt zu sehen, kann es nur natürlich erscheinen, wenn sie mit aller Macht *dem einseitigen Intellektualismus* ihrer Tage entgegenzutreten sucht. — „Die starke Verbreitung positiver Erkenntnisse" [8]) wird — so meint sie — dem französischen Volke eher schaden, als

[1]) Éd. pr. I, 235 f.; Wangenheim I, 355.
[2]) Vgl. Dilthey, Leben Schleiermachers, Berlin 1870, Teil I, S. 366.
[3]) Vgl. Teil III, Abs. 5 dieser Abhandlung.
[4]) Vgl. Höffding: Rousseau und seine Philosophie. Stuttgart 1897, S. 123.
[5]) Éd. pr. I, 283 f.
[6]) Chateaubriand Oeuvres a. a. O. III, S. 278.
[7]) Éd. pr. II, 307; übersetzt von Jacobi a. a. O., S. 90 f.
[8]) Ebenda.

nützen. — *Die positivistische Richtung* des revolutionären und nachrevolutionären Frankreichs tritt uns nun besonders deutlich in Condorcets *„Progrès de l'esprit humain"* [1]) entgegen.

Condorcets Werk sollte ein Versuch sein, die menschliche Entwickelung von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart vom positivischen Standpunkt aus, d. h. mit Ausschaltung aller Erklärung des Werdens durch einen übernatürlichen Willen und mit besonderer *Betonung der Entwickelung des Verstandes* darzustellen. Er will zeigen, wie in einer langen Reihe von Entwicklungsepochen die Menschheit, deren Anlagen einer unendlichen Vervollkommnung fähig sind,[2]) immer weiter auf dem Wege der Wahrheit und des Glückes vorwärts gedrungen ist. Besonders gern kommt er bei der Darstellung des Kulturfortschrittes auf *die religiöse Entwickelung der Menschheit* zu sprechen, die er, der Sensualist, völlig unterschätzt. „Er sieht in ihr nichts als groben Zauber, Heuchelei und verbrecherischen Betrug, anstatt darin einen spontanen und unvermeidlichen Prozeß zu erkennen." [3])

Wir wissen nicht, ob Frau Necker das Werk Condorcets gekannt hat, diese Frage ist auch belanglos: denn die Gedanken, die in Condorcets Schrift entwickelt werden, lagen damals in der Luft.

Der tiefreligiös empfindenden Mme Necker mußte die *übermäßige Betonung des Intellektuellen* in dieser Strömung im Innersten zuwider sein. Nicht daß sie die Bedeutung der hochentwickelten Wissenschaft — gerade auch für die Kultur und das Wohlbefinden der Menschheit — verkannte: sie, die Tochter eines Gelehrten, dessen Name damals im Munde aller Welt war, und selbst eine tüchtige Naturforscherin! „Eine geringe Anzahl von Bedürfnissen, welche die Menschen auf den niedrigsten Stufen der Zivilisation zu befriedigen wußten, ohne die engen Grenzen ihrer Gebiete zu überschreiten oder gar sich sonderlich darum zu bemühen, hat jetzt einen solchen Zuwachs erhalten, daß zu deren Befriedigung die Erzeugnisse aller Himmelsstriche unentbehrlich, ja die erhabensten Wissenschaften und die ein ganzes Leben ausfüllenden Arbeiten einer unübersehbaren Masse von Menschenhänden in Anspruch genommen werden, um die leiblichen Bedürfnisse einer anderen Menschenmenge zu beschwichtigen, welche sich dabei doch einbildet, nicht mehr als das Notwendige zu haben. Selbst die arbeitenden Klassen empfinden und stillen Gelüste, von denen vor einigen Jahrhunderten diese Schichten gar keine Vorstellung hatten. Was für die eine Generation ein Luxus war, wird für die darauffolgende ein notwendiger Hausbedarf. Das, was für die Väter genug war, genügt den Kindern nicht mehr, und es ist nicht abzusehen, wo die stets steigende Bewegung zum Stillstand gelangen wird.

[1]) Condorcet: Esquisse d'un Tableau Historique des Progrès de l'Esprit Humain 1795.

[2]) Progrès S. 3 f.

[3]) Robinet: Condorcet, sa Vie, son Oeuvre. Paris (ohne Jahreszahl) S. 304.

Denn die Natur hat immer neue Schätze im Vorrate, um die Menschen, die darnach graben, zu belohnen, und die Freigebigkeit jener[1]) scheint so unerschöpflich als die Begierden dieser. — *Diese vorwärtsdringende Bewegung scheint stärker zu sein als wir und selbst stärker als unsere Einwirkung auf die Kindheit.* Die vervielfältigten Mittel, die schwierigsten Aufgaben in Verbindung mit den Erfindungen in der Mechanik zu lösen, beschäftigen so sehr die Blicke und die Einbildungskraft der Menschen, der Ruhm, der dabei gewonnen werden kann, ist so groß und der Geschmack an den Genüssen aller Art, die dadurch verschafft werden, so allgemein verbreitet, *daß es eine vergebliche Hoffnung sein würde, den Zögling diese Genüsse als einen frivolen Luxus betrachten und verachten zu lehren.*"[2])

Aber eines tadelt sie in der industriellen Bewegung ihres Zeitalters: *den religiösen Sinn sucht sie bei den bedeutenden Förderern der Gewerbetätigkeit vergeblich.* „Das unbedingte Schweigen über die Mittel, durch welche bei jenen Beschäftigungen auch die Frömmigkeit gefördert werden könnte, beweist die religiöse Gleichgültigkeit dieser Leute. Indem sie bei der Erziehung des Armen alles, nur diesen einzigen Gegenstand nicht berücksichtigen, vergessen sie gerade das, was das Wesentliche dabei ist."[3]) — Immer und immer wieder klagt sie über *die einseitige Wertung der Verstandesbildung* ihrer Zeit. Immer und immer wieder dringt die Schülerin Rousseaus und der Stael auf eine höhere Entwickelung des Gefühles im heranwachsenden Menschen. „Unendlich viele Umstände wirken zusammen, die die Bildung des Menschen in die Bahnen einer ausschließlichen Verstandesbildung hineindrängen: So der Umstand, daß bei der Aneignung der Elementarkenntnisse immer wieder nur ein und dieselbe Kraft, statt des Gleichgewichtes aller Kräfte, gefördert werde, dann die Erwägung, daß selbst die moralische Entwickelung in mehrfacher Hinsicht durch die Bildung des Verstandes bedingt sei, wie denn die ungestümen Triebe der Jugend nur durch die ruhige Kraft besonnener Überlegung zu zügeln seien; dann der persönliche Einfluß der Lehrer, welche eine der Bildung, die sie erteilen, ähnliche erhalten haben; endlich der *Geist der Industrie und des Calculs* in unserer Zeitströmung. Erwägt man das Zusammenwirken dieser und noch mancher anderer Umstände, so darf man sich nicht wundern, wenn das Wissen über das Gefühl, der Geist der Analyse über die Einbildungskraft und die materiellen Interessen über die geistigen den Sieg davontragen ..... Ich verlange gewiß nicht, daß der Zögling weniger denke, *aber ich wünsche, daß er mehr fühle,* als bisher geschehen und daß ein freieres, die Seele erweiterndes Leben die Jugend jenen allseitigen Eindrücken, die auf das Gemüt wirken, zugänglich

[1]) d. h. der Natur.
[2]) Éd. pr. I, 310; Wangenheim II, S. 91 f.
[3]) Éd. pr. I, 312; Wangenheim II, S. 94.

mache.“ [1]) Was nach ihrer Meinung also nottut, das ist die *harmonische Entwickelung aller im Menschen ruhenden Kräfte,* nicht nur der intellektuellen Fähigkeiten, sondern vor allem auch der zarten Seiten des menschlichen *Gemütes.*[2])

Wenn nun Frau Necker, wie schon oben gezeigt, in ihrer religiösen Auffassung manche Züge mit der Stael und Rousseau gemein hat, gleich denen sie die Wurzel der Religiosität im Gefühle sucht, so muß doch zuletzt in aller Kürze noch auf einen hervorstechenden Unterschied hingewiesen werden: Sie steht viel fester *auf dem Boden des positiven Christentums* als ihre Freundin oder etwa ihr Landsmann Jean Jacques. Dafür ist der beste Beweis ihre „Éducation Progressive“, die von Anfang bis Ende den Geist eines streng bibelmäßigen Christentums atmet, als dessen Hauptzüge die christliche *Liebe* und die christliche *Sittenstrenge* erscheinen: „Zwei Züge treten im Christentume scharf hervor und spiegeln sich allenthalben in seiner Lehre wie in seinen Geboten: *der Geist des Christentums ist Liebe und Strenge.* Dieser Geist offenbart sich schon in der Persönlichkeit des Messias, im heiligen Zwecke seines Kommens, in der Geschichte seines Lebens wie in dessen Aufopferung aus Liebe für die Sünder und aus Abscheu für die Sünde ..... Die ganze Richtung des Evangeliums geht auf *sittliche Vervollkommnung,* aber diese Besserung bewirkt es durch den Hinblick auf Gott.“ [3])

In jedem Kapitel ihrer Schrift stoßen wir aufs neue auf diese streng christliche Auffassung der Frau Necker: Nur dann kann die christliche Religion nach ihrer Meinung dauernden Einfluß auf den Menschen üben, wenn das ganze Leben, das gesamte Denken, Fühlen und Wollen von der christlichen Auffassungsweise durchtränkt ist. Erst dann wird das Innenleben volle Harmonie und das Handeln strenge Konsequenz aufweisen.

---

2. Die Philosophie des französischen Spiritualismus und des deutschen Idealismus in ihrem Verhältnis zu den philosophisch-ethischen Anschauungen der Frau Necker.

Bei aller Glut ihrer religiösen Überzeugung hat Frau Necker niemals unterlassen, die kritische Analyse des grübelnden und forschenden Verstandes zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Diese *Harmonie zwischen Gemüt und Verstand* hat sie bewahrt zu einer Zeit, wo der Zweifel allerwärts die Grundlagen der Gewißheit erschütterte, wo jede Idee die Feuerprobe der Kritik hatte bestehen

[1]) Éd. pr. I, 279 f.
[2]) Éd. pr. I, 281 f. Vgl. dazu auch den letzten Teil dieser Abhandlung: Das Prinzip der formalen, harmonischen Geistesbildung.
[3]) Éd. pr. II, 76.

müssen. „Man findet überall in ihrem Werke über die Erziehung die Spuren einer solchen Betrachtungsweise, die Schärfe philosophischer Spekulation verschmolz bei ihr mit hingebendem Glauben. Wenig Bücher gibt es, die so richtige und schöne Ideen enthalten.“ [1])

Mit dieser schönen Harmonie der Geistes- und Gemütskräfte, in der wir *einen der Grundzüge ihrer inneren Struktur* erkennen, steht sie in jener Zeit nicht allein da. Auch bei Frau von Stael können wir ein solch inniges Zusammenwirken des *Denkens und Fühlens* beobachten, ebenso wie in der geistigen Konstitution Schleiermachers, bei dem Dilthey von einer „Ergänzung des wissenschaftlichen Kritizismus durch das religiöse Gemütsleben“ [2]) spricht.

Wollen wir nun die innerste Abneigung der Frau Necker gegen allen Eudämonismus und Hedonismus einerseits und ihre hohe Begeisterung für alles Edle und Erhabene andererseits, von der ihre Erziehungsschrift durchtränkt ist, richtig verstehen, so müssen wir zunächst die philosophisch-ethischen Anschauungen ihrer Tage zu beleuchten suchen, die auf ihre Lebensauffassung befruchtend und gestaltend eingewirkt haben.

Hatte *das religiöse Empfinden* des französischen Volkes nach der Revolution eine Belebung und Vertiefung dringend nötig, so bedurfte *das philosophische Denken* in jener Zeit einer Anregung und Erneuerung ebensosehr. Man hat die Philosophie als ein Bedürfnis der fortgeschrittenen Gesellschaft bezeichnet:[3]) diesem Bedürfnis hatte nun die französische Gesellschaft während der Stürme der Revolution kaum Rechnung tragen können. Mit dem Jahre 1815 aber war die große Bewegung der Waffen zu Ende, man war des Krieges gründlich müde; seit diesem Jahre machte sich *die innerpolitische Bewegung* in Frankreich geltend. Diese andersgeartete Bewegung war der Beschäftigung mit der Philosophie wesentlich günstiger als der Krieg, sie förderte sie und regte sie an, ja sie brauchte sie nicht selten als Bundesgenossen und als Stütze. Trotz der auch jetzt noch auftauchenden despotischen Versuche ließ sie den Geistern Freiheit genug zur Entfaltung und ungebundenen Meinungsäußerung.

Allerdings machte sich zunächst noch einmal der *Sensualismus* breit und zwar derart, daß für Doktrinen entgegengesetzter Art vorläufig kein Platz war.

„Man fühlte sich ihm zu Dank verpflichtet als dem System, das der Repräsentant des 18. Jahrhunderts gewesen war, mit dessen Hilfe die Väter die Privilegien bei Adel und Geistlichkeit beseitigt hatten. Man fühlte sich zu diesem System hingezogen aus Dankbarkeit und liberalem Empfinden.“ [4])

---

[1]) Paulin a. a. O., S. XXII.

[2]) Dilthey a. a. O., S. 302.

[3]) Vgl. Ph. Damiron: Essai sur l'histoire de la philosophie en France au 19e siècle. 5e édition. Bruxelles 1835; I, p. 63.

[4]) Damiron a. a. O. I, 65.

Das war die Zeit, in der die Welt des Denkens müde war, von der *Charles de Rémusat* ein so treffendes Bild zeichnet: „Was dachte man damals? und wer befaßte sich überhaupt mit dem Denken . . . . ? Gab es eine erhabene Idee, die nicht als Hirngespinst betrachtet wurde? — Alles hatte man aufgegeben: Den Ruhm wie die Freiheit. Die Politik kannte keine Grundsätze mehr. Zwar war der Name der Revolution kein Ehrenname mehr; aber schließlich ihre positiven Resultate bestritt niemand, und so konnte sie sich nicht beklagen. Die Moral beschränkte sich immer mehr auf die *Ausübung der nützlichen Tugenden;* man schätzte sie als Grundlage der Ordnung, nicht aber als Hüterin der Menschenwürde. Die *Religion* ließ man unter dem Hinweis auf ihre politische Notwendigkeit gewähren: Es schien eben so unnötig sie zu diskutieren als unschicklich sie zu verteidigen. *Eine Literatur ohne Inspiration* bestätigte, daß den Geistern die innere Glut fehlte; vor allem aber war es schließlich das Bedürfnis der Ruhe, nach den Ereignissen der letzten Jahrzehnte berechtigt genug, das die Edelsten niederdrückte und entnervte.“[1]) — Der Sensualismus aber spukte nicht bloß in den Köpfen der Erwachsenen; schon die Schüler der École Normale und der Lyceen wurden mit ihm vertraut, da ihre Professoren die Schlüsse Condillacs zum Gegenstand ihres Unterrichts machten. „Die Erwachsenen zweifelten an allem Wahren, die jungen Leute leugneten alles Wahre. Die Dichter besangen die Verzweiflung: die Schüler verließen die Schulen mit heiterer Stirn, frischem Gesicht und lästernden Lippen.“[2])

Nach der Auffassung der Sensualisten erkennt sich der Mensch, dessen einzige Fähigkeit die der *Empfindung* ist, nur in seinem organischen Dasein. Er kann zwar seine Natur beobachten, ihre Eigenart erforschen und ihre Gesetze feststellen, aber bis zur Seele zu gelangen, zu den Kräften und Handlungen vorzudringen, hat er keine Macht. Von ihnen weiß er weder etwas aus Erfahrung noch aus Vernunftschlüssen.

Wer die Jugend von damals denken lehrte, mußte sie gewinnen. *Royer-Collard* ist das aufs trefflichste gelungen. Die Jugend, die zu seinen Füßen saß, nahm mit Begeisterung seine dem Condillacismus zuwiderlaufende *spiritualistische* Lehre auf.

Nicht länger wollte er den Ursprung alles Vorstellungsinhaltes in der *sinnlichen Empfindung* sehen, für die es weiter nichts gibt, als die Materie, die Körper und ihre Eigenschaften. — Er hatte nur sehr wenig Hörer — Spuller[3]) erzählte, es seien nicht mehr als 25 bis 30 gewesen — als er am 4. Dezember 1811 den Kampf gegen den Materialismus aufnahm. Aber sein Eifer war echt jugendlich, seine Begeisterung echt leidenschaftlich. Für ihn war

[1]) Charles de Rémusat: Passé et Présent. Paris 1847. II, 180.
[2]) Alfred de Musset: La confession d'un enfant du siècle. Oeuvres compl. Paris (Charpentier) 1888. VIII, 20.
[3]) E. Spuller: Royer-Collard. Paris (Hachette) 1895. S. 79.

die Wissenschaft etwas Neues; er genoß das erste Mal das Vergnügen, dozieren zu dürfen; er hatte zum ersten Male die Freude, konstruieren und widerlegen zu können. Wie die ungestümen Wellen des Bergstromes, der klar und rasch zu Tale schäumt, so rissen die Worte des schwungvollen Redners alle mit fort. In ihm vereinigten sich alle Vorzüge: Die einfache und durchsichtige Sprache, die die Wissenschaft auch dem Laien nahebringt, die Genauigkeit des Ausdruckes, die eine klare Überzeugung klar wiedergibt; die Kraft des Schließens, die sich nur auf eine feste Überzeugung gründet; ein reicher Schatz an großartigen Bildern, die die Fantasie beleben und beherrschen; der gebieterische Wille, der die unentschlossenen Geister unterwürfig macht; die sprudelnde Begeisterung, die auch die verdrießlichen Geister mit fortreißt. Niemand hatte eine glänzendere Armee gehabt, um die Meinung der Menschen für sich zu erobern; niemandem war eine schönere Gelegenheit geboten, die Meinung in Frankreich für sich zu gewinnen. *Royer-Collard eröffnete den Feldzug am 4. Dezember 1811, und der Spiritualismus begann.*“[1])

So wurde der Sensualismus abgelöst durch den Spiritualismus. Dessen bedeutendste Vertreter sind *Royer-Collard, Maine de Biran* und *Victor Cousin.* Der Spiritualismus macht nicht wie der Sensualismus die sinnliche Empfindung zum Ausgangspunkt seiner Spekulationen, sondern geht vom *Bewußtsein des Menschen* aus, ohne indessen der sinnlichen Empfindung die ihr zukommende Bedeutung abzusprechen. Er scheut sich nicht, ebenso wie jener Untersuchungen über den Organismus, Nachforschungen über die Utilität anzustellen; er teilt mit ihm das Verständnis für Formen, die Bewunderung der Natur. *Nur gibt er nicht zu, daß der Körper der ganze Mensch, der Nutzen das einzige Gut, die Formen das einzige Schöne, die Natur allein das Göttliche sei.*

Frau Necker de Saussure steht stark *unter dem Einflusse des Spiritualismus*, ganz besonders unter dem Royer-Collards. Skizzieren wir daher kurz dessen philosophisch-ethische Anschauungen!

Royer-Collards Absicht während seiner kurzen Lehrtätigkeit an der Sorbonne war gewesen, den Sensualismus in seinem konsequentesten Vertreter, Condillac, dem unangefochtenen Meister der Philosophie, energisch zu bekämpfen. Zu diesem Zwecke hatte er nachzuweisen gesucht, daß das Prinzip der Causalität in der äußeren Erfahrung sich nicht auffinden läßt, daß *hingegen die innere Erfahrung uns den Begriff der Ursache gibt,* und zwar diese ganz allein. *Unser Gewissen zeigt, daß wir wollen und daß wir können.*[2]) Wollen und Können sind die beiden Elemente der Causalität. Eines davon ist für das Gewissen besonders wesentlich: das Wollen. Denn nichts fühlen wir in uns so deutlich wie die

[1]) H. Taine: Les philosophes français au 19e siècle. Paris 1857. S. 29.

[2]) Oeuvres complètes de Thomas Reid. Publiées par M. Jouffroy, avec des fragments de M. Royer-Collard. Paris 1828. S. 276.

Macht, die wir als willkürliche Ursache auf unsere Gedanken und Handlungen ausüben.*)

Nachdem Royer-Collard den Begriff der Ursache analysiert hat, wendet er sich zu dem der *Fortdauer* (durée). Wir können hier aus dieser seiner Arbeit nur das für uns Wesentliche herausheben, und das ist folgendes: Der Mensch hat einen Körper, über den sein Wille bestimmt; welches auch die jeweilige Lage dieses Körpers sei — der Wille schreibt sie vor. Bewegt er sich, so bewegen ihn Wille und Kraft; beharrt er in dem einen oder anderen Zustande, so ist es wieder der Wille, der es verfügt. *Die Ursache oder die vorausgehende Tatsache ist die Tätigkeit* (activité), *die Folge oder anschließende Erscheinung ist die Dauer* (durée). An der Wirklichkeit der „activité" läßt sich nicht zweifeln; sie genügt aber, um die „durée" zu erklären. „Ohne Unterbrechung tätig sein, mit dem Bewußtsein des gegenwärtigen und mit der Erinnerung an das vergangene Tun handeln, heißt fortdauern."[1])

In der Tätigkeit des Ichs nur ist die Ursache seiner Fortdauer zu suchen.[2]) Das Ich dauert fort, weil es handelt; es besteht unaufhörlich, weil es ununterbrochen tätig ist. Aus der Beständigkeit der Tätigkeit folgt die Beständigkeit des Fortdauerns. In dem gestrigen Zustande unseres Ichs gibt es keinen Augenblick, in dem wir nicht wenigstens eine Spur von Bewußtsein gehabt hätten; das Bewußtsein aber ist untrennbar von wenigstens einem gewissen Grade von Aufmerksamkeit; die Aufmerksamkeit wieder unlöslich verbunden mit einer gewissen Willenstätigkeit. Es ist also mit dem Willen, wie mit dem Denken: beide rasten nie. *„Denken heißt wollen; unsere Seele ist tätig von Natur, und darum ist das Denken ein so edles Vorrecht unserer Gattung,* das uns weit über die tote Materie erhebt, deren Bewegungen nicht Handlungen sind, die nicht will, was sie tut .... — Eine Ursache sein, heißt ein Wesen sein, dessen Kraft wenigstens der Wirkung gleichkommt, die diese erzielen will, und die den Willen hat, eine solche zu erzeugen. *Der letzte Bestimmungsgrund des freien Willens muß in ihm* (d. h.

---

*) Aus Zitaten läßt sich feststellen, daß Mme Necker mit seinen Ideen vertraut gewesen ist. Die Vorlesungen des Philosophen (1811—1813) sind nur im Exposé eines namhaften Schülers, Jouffroy, erhalten, das dieser seiner Übersetzung der Werke Th. Reids anfügt. Aus dieser Quelle hat unsere Verfasserin geschöpft. Daß noch andere zeitgenössische Eklektiker auf Mme Necker gewirkt haben, erscheint zweifelhaft. Maine de Biran wird zwar mehrmals von ihr erwähnt (Éd. pr. I, 143 Anm.; II, 131), aber mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß sie bei der Niederschrift ihres Werkes dessen Buch „Influence de l'habitude sur la faculté de penser" (1803, sein erstes Werk) nicht gekannt habe. Nun finden sich aber gerade seine wertvollsten Ausführungen — besonders über das Wesen des Willens — nicht in den von ihm selbst veröffentlichten Werken, sondern in der von V. Cousin 1834 veranstalteten Ausgabe seiner Werke und in den von L. Naville 1859 auf Grund aufgefundener Manuskripte veröffentlichten Oeuvres inédites. Beide Veröffentlichungen erfolgten aber erst nach dem Erscheinen der „Éducation Progressive" (1828—1832).

[1]) Ebenda S. 374 f.

[2]) Ebenda S. 436.

dem freien Willen) *selbst liegen. Läge er anderswo, so wäre der Mensch einem allwaltenden Fatum verfallen.*“[1]) Diese Stelle wird von Frau Necker wörtlich in ihre Schrift übernommen.[2]) „Wer im Ernst die Behauptung aufstellen wollte, daß der Mensch durch die Macht seiner Triebe unwiderstehlich beherrscht werde, würde uns dadurch der toten Materie, welche dem Naturgesetz unbedingt unterworfen ist, gleichsetzen und uns von der Wiege an bis zum Grabe einer gleichen Notwendigkeit unterwerfen. Eine solche Behauptung widerspricht einer evidenten Tatsache des Bewußtseins — dem Gewissen —, das die Freiheit des Menschen voraussetzt, indem es ihn für seine Handlungen verantwortlich macht.“[3]) Diese Worte der Frau Necker, bei denen sie sich ausdrücklich auf Royer-Collard beruft, zeigen deutlich, wie sie — trotz ihres religiös bestimmten Glaubens an das ursprünglich Schlechte im Menschen — doch mit Wärme für *die Tatsache des freien Willens und der moralischen Verantwortlichkeit* eintritt.

Die materialistische Philosophie, die Frau Necker ebenso heftig bekämpft wie der Führer der Spiritualisten, hatte daraus, daß die Ideen durch den Kanal der Sinne in unser Inneres gelangen, den falschen Schluß gezogen, daß die Seele nichts als eine sensuelle Maschine sei und hatte damit die spontane geistige Tätigkeit wie die moralische Verantwortlichkeit geleugnet.[4]) Daß nun Royer-Collard das Prinzip der Willensfreiheit wieder zu Ehren gebracht, daß er dieses Prinzip geradezu in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen gerückt hat, das hat ihm Frau Necker zu hohem Verdienst angerechnet.

Für ihre pädagogischen Erwägungen mußte dieser Standpunkt von ausschlaggebender Bedeutung sein: Wer mit dem Spiritualismus im besonderen und dem Idealismus überhaupt an die Macht des Willens im Menschen glaubt, der muß im Willen des Kindes *einen nicht zu unterschätzenden Miterzieher* erblicken. So bezeichnet es Frau Necker als wichtigste Aufgabe der Erziehung, *den Menschen frei zu machen,* oder mit ihren Worten zu reden, „den Willen zu stärken und zu fördern und ihn auf eine Höhe zu erheben, von wo aus er unumschränkt die menschlichen Neigungen beherrscht, die ihm zuweilen ein Hindernis bieten, manchmal ihn auch unterstützen werden, niemals aber für ihn eine Macht bedeuten, die ihn unterjochen könnte.“[5])

Weit stärker als der theoretische Spiritualismus eines Royer-Collard aber hat der „Spiritualismus des Gefühls“ die philosophisch-ethischen Anschauungen der Frau Necker befruchtet, die *„Philosophie des Herzens“,* die ihr in den Ideen ihrer besten Freundin

[1]) Ebenda S. 436 f.
[2]) Éd. pr. I, S. 51.
[3]) Éd. pr. I, S. 51 f.; Wangenheim I, S. 75 f.
[4]) Mme Necker: Notice sur le caractère etc. a. a. O. S. CLXII.
[5]) Éd. pr. I, S. 48.

entgegentrat. Zwar fehlt bei *Frau von Stael* die strenge Beweisführung, aber durch ihre hinreißende und überzeugende Sprache wird sie dem Sensualismus einer der *gefährlichsten* Gegner. Sie versteht es ausgezeichnet, bei der Darstellung der philosophischen Systeme deren moralische Wirkung herauszuarbeiten, sie dogmatisiert und diskutiert wenig, sie begnügt sich, zwei oder drei springende Ideen aus dem System, das sie gerade behandelt, herauszugreifen; von ihnen aber fühlt sie sich inspiriert. Sie beleuchtet sie mit wunderbarer Kraft und heiliger Begeisterung. „Man liest sie nicht, ohne sich fortgezogen zu fühlen von den tristen Gedanken des Sensualismus zu der wahreren, reineren und edleren Überzeugung des wiedererweckten Spiritualismus, dem man gern in alle seine Konsequenzen hinein nachgeht; man folgt der Schreiberin mit Interesse in alle Gebiete hinein, auf die sie sich erstrecken: in der Kunst, in der Moral, in der Politik und der Religion, überall erweisen sie sich als vorteilhaft; Frau von Stael versteht es wunderbar, sie zur Geltung zu bringen.“[1])

Wenn wir schon für die *religiöse Weltansicht* der Frau Necker die Wirkung der Freundin betonen mußten, so können wir deren Bedeutung für die *philosophischen Anschauungen* ihrer Cousine nicht hoch genug einschätzen. Auf den ersten Blick zeigt sich eine auffällige Übereinstimmung in der Richtung des philosophischen Interesses beider Frauen: *die Vorliebe für die ethischen Probleme,* die H. Taine als Charakteristikum der spiritualistischen Philosophen überhaupt bezeichnet.[2]) So nimmt Frau von Stael weniger Anteil z. B. an dem Schöpfer der Kritik der reinen Vernunft als an dem Moralisten Kant.[3]) Das lag in ihrer Eigenart begründet. *„Alles und jedes betrachtet sie vom moralischen Gesichtspunkt aus.* Sie glaubt — wie ihr Vater —, daß das Moralische zum ursprünglichen Wesen der Dinge gehöre.“[4])

In dieser Betrachtungsweise liegt aber gerade die Hauptstärke der Frau v. Stael. Nicht als Schriftstellerin ist sie uns so wertvoll, auch nicht als Dichterin, „selbst nicht als Philosophin, trotz der Tiefe, Richtigkeit und Tragweite mancher ihrer Gedanken, sondern vielmehr *als beredte Moralistin,* als ausgezeichnete Darstellerin des menschlichen Gemütslebens.“[5])

In diesem Grundzuge ihres innersten Wesens stimmt die Stael mit ihrer Freundin aufs innigste überein, bei der wir eine gleichstarke Neigung für *ethische* Probleme finden. So interessieren sie in dem System Royer-Collards nicht die metaphysischen Begriffe, wie Zeit, Raum, Substanz und Ursache, sondern die Begriffe von

---

[1]) Damiron a. a. O. I, S. 72.
[2]) H. Taine a. a. O., S. 284 f.
[3]) Vgl. Birch-Hirschfeld a. a. O. S. 603; ebenso Ferraz: Histoire de la philosophie en France au 19e siècle, Paris 1887. III. Bd., S. 11.
[4]) A. Vinet a. a. O. I, 185.
[5]) Ebenda I, 189 f.

Freiheit und Tätigkeit, die sich *ans praktische Leben* wenden. Im Gebiete der Moral bewegt auch sie sich daher am liebsten. Sie sieht es geradezu als Hauptzweck ihrer Erziehungsschrift an, das Gemütsleben des Menschen zu erforschen und *die Mittel zu dessen Veredelung* aufzusuchen.[1])

Gleich ihrer Freundin betrachtet daher auch Frau Necker den Königsberger Weisen in erster Linie als den gewaltigen *Überwinder der eudämonistisch-utilitaristischen Moral* des 18. Jahrhunderts. Frau Necker erscheint mit Kant wenig vertraut, wenngleich sie ihn öfter in ihrer Schrift zitiert, vielmehr hat sie den deutschen Philosophen im wesentlichen nur durch die Brille ihrer Freundin gesehen. Wenn wir daher die Beziehungen der Frau Necker zum deutschen Idealismus, die einen wichtigen Faktor in ihrer Lebensauffassung darstellen, richtig verstehen wollen, müssen wir zunächst *die Kantauffassung der Frau von Stael* näher beleuchten. Zu diesem Zwecke werden wir freilich etwas weit ausholen und vorerst die Frage beantworten müssen: Wie war die romantisch fühlende Frau dazu gekommen, sich mit Kants Gedankengängen zu befassen?

Durch das 1801 erschienene Werk von *Charles de Villers* „Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale", das im Auszug auch Napoleon vorgelegen hatte, ist sie zuerst mit der kritischen Philosophie bekannt geworden. Ihr Scharfblick ließ sie sofort erkennen, daß sie es hier mit etwas anderem zu tun habe als mit den seichten Ideen der französischen Sensualisten. Sie fühlte, daß „in unserem sittlichen Wesen es doch noch etwas mehr gibt als die Ideen, die wir durch die Sinne erlangen".[2]) Von jener Zeit ab ist sie immer wieder auf das Kant-Studium zurückgekommen, und je mehr sie mit diesen erhabenen Ideen bekannt wurde, umsomehr wuchs ihre Begeisterung für den gewaltigen Denker. Als einst der junge Engländer Robinson ihr in Weimar, wo er sie in die deutsche Philosophie einführte, den berühmten Satz zitierte: „Es gibt zwei Dinge, die, je länger ich sie betrachte, meinen Geist mit immer steigender Bewunderung erfüllen: der Sternenhimmel über mir und das moralische Gesetz in mir!"; da sprang sie auf und rief aus: „Ach, wie schön ist das!"[3])

Bald meinte sie, so tief in das Verständnis der kritischen Philosophie eingedrungen zu sein, daß sie diese in ihrem Buche „Über Deutschland" ihren Landsleuten nach dem Vorgange von Charles de Villers und Degérando näherzubringen beschloß. Sie war sich der Kühnheit des Unterfangens bewußt: als Ausländerin die Grundzüge eines Systems darzustellen, über das noch eben im Lande seines Urhebers der heftigste Streit die Köpfe erhitzt hatte. „Ich bilde mir gewiß nicht ein, auf einigen Seiten über ein System Rechenschaft

[1]) Éd. pr. I, 1.

[2]) Brief an Degérando (31. Oktober 1802). Mitgeteilt bei Paul Gautier: Mme de Stael et Napoléon. Paris 1903. S. 101.

[3]) Blennerhasset a. a. O. III, S. 41.

gegeben zu haben, das seit 20 Jahren alle denkenden Köpfe Deutschlands beschäftigt; aber ich hoffe, genug darüber gesagt zu haben, um den allgemeinen Sinn der Kantischen Philosophie anzudeuten."[1] Es kann also nicht wundernehmen, wenn Frau von Stael neben vielerlei Erstaunlichem über Kant *auch mancherlei Ungenaues* sagt. — Als nicht objektiv aber muß das harte Urteil ihres Landsmannes *Suard* zurückgewiesen werden, der selbst, freilich ohne für sich etwas gelernt zu haben, in Deutschland geweilt hatte, und nun meint: „Was die Philosophie Kants und seiner Schüler anbelangt, so ist es schade um die Zeit und das Talent, die die Verfasserin an ihren Gegenstand verschwendet hat".[2] Und doch durften sich gerade die Philosophen aus dem Lager Suards keineswegs eines nur annähernd genügenden Verständnisses der Kantischen Doktrinen rühmen. Hatte doch selbst der Führer der auf Condillac fußenden Schule der *Ideologen, Destutt de Tracy,* in Kant „das Haupt einer Sekte" gesehen; und er widerlegte Kant, weil er kein Wort Deutsch konnte, nicht nach den Originalwerken, sondern nach dem Auszuge, den der Holländer *Klinker* in seiner Sprache geliefert, und den dann ein anderer wieder in das Französische übersetzt hatte. „Was liegt daran", sagte de Tracy, „ob ich Kant oder Klinker widerlege, solange ich augenscheinliche Irrtümer bekämpfe!"[3]

Mehrerlei Umstände sind es, die der Stael das Eindringen in das innerste Wesen der Kantischen Philosophie erschweren. Es gehört zunächst zu den Grundzügen ihrer Eigenart, daß sie — wie sie selbst sagt — die *Gedanken nicht von ihren Gefühlen trennen* kann.[4]

Am deutlichsten zeigen nun ihre Ausführungen über die deutsche Philosophie, wie sie, die *Gemütsphilosophin,* immer wieder die ihr entgegentretenden Ideen dadurch verwischt, daß sie zum Gefühl als *dem eingeborenen, untrüglichen Kriterium,* besonders in *sittlichen* Dingen, ihre Zuflucht nimmt. „Ihr steht außer Frage, daß das Gefühl und das Gewissen, kurz der Instinkt die Quelle aller Wahrheit sei. Oft genug behauptet sie, man brauche sich nur auf sie zu verlassen, so würde man schon wissen, was gut und böse sei."[5] Es behagt ihr schon an Leibniz nicht, daß er seine Behauptungen auf *mathematische Beweisführungen* stützt. *„Nur das Genie des Gefühles ist erhaben über die Experimental-Philosophie, wie auch über die spekulative* (!!); nur es vermag die Überzeugung über die Schranken der menschlichen Vernunft zu tragen. Daher scheint mirs, daß man bei aller Bewunderung für die Denkstärke und die Tiefe des Leibnizschen Genies in seinen Schriften über die Fragen

[1]) Mme de Stael: Über Deutschland. Übersetzt von P. Friedrich a. a. O., S. 442.
[2]) Blennerhasset a. a. O. II, S. 449.
[3]) Ebenda S. 450.
[4]) Niemand in ihrer Umgebung ist sich wohl der eigenartigen seelischen Struktur der Freundin so bewußt geworden wie unsere Mme Necker. Vgl. dazu ihre Bemerkungen: Notice sur le caractère a. a. O., S. CXCVII u. S. C.
[5]) Paul Friedrich a. a. O., S. 406.

der theologischen Metaphysik mehr Fantasie und Empfindsamkeit finden dürfte, um durch die Bewegung des Gemüts vom Denken sich zu erholen (!). Leibniz machte sich beinahe ein Gewissen daraus, darauf zurückzugreifen, aus Furcht, es könne den Anschein erwecken, als wolle er zugunsten der Wahrheit verführen; er hatte Unrecht, denn *das Gefühl ist bei Dingen dieser Art die Wahrheit* (!)."[1])

Einem so ausgeprägt begrifflich-konstruktiven Denken wie dem des Königsberger Weisen gegenüber mußte die Sentimentalität der Gefühlsphilosophin besonders hinderlich sein. In diesem Lichte besehen muß freilich die kritische Philosophie ein sonderliches Bild bieten. „Indem Kant die Erkenntnis der übersinnlichen Wahrheiten *auf das Gefühl* zurückführt, *das keinen Zweifel zuläßt* (?), ist er weit davon entfernt, diese Macht des Gefühls für eine Täuschung zu halten. *Er räumt ihr im Gegenteil die erste Stelle in der menschlichen Natur ein.*"[2])

Noch ein anderes Vorurteil ist es, mit dem Frau von Stael an die Betrachtung der deutschen Philosophie herantritt: sie sieht in aller Metaphysik lediglich *die Hinleitung zum Sittlichen* (Das ganze erste Kapitel der Abteilung: „Philosophie und Moral" ist diesem Gegenstande gewidmet). Diese Betrachtung der philosophischen Systeme unter dem ausschließlichen Gesichtspunkte ihrer moralischen Wirkung kann der objektiven Darstellung nicht günstig sein: Die Stael möchte sich von jedem Philosophen *lieber nur seine praktische Philosophie als deren theoretische Grundlage vortragen lassen.* Bei dem zumeist engen Zusammenhang zwischen dem metaphysischen Teil und dem ethischen Teil eines Systems läßt sich nun aber die Betrachtung des einen von der des anderen schwer trennen. — *„Die eine hängt von der anderen ab!"* hatte *Fichte* auf die Frage der Mme de Stael geantwortet, ob er nicht lieber seine Ethik als seine Metaphysik vor ihr entwickeln könne.[3]) — In wie eigener Art die Stael das Wesen der Philosophie sieht, erleuchtet aus folgenden Worten: „Es gibt zwei Arten, die Metaphysik zu betrachten, entweder nach der theoretischen oder *nach der praktischen Seite,* d. h. *nach ihren Resultaten.* Der Einblick in die Theorie verlangt Fähigkeiten, die mir nicht eigen sind; aber es ist leicht, den Einfluß zu bemerken, den diese oder jene philosophische Anschauung auf die Entwickelung der Verstandes- und Gemütskräfte ausübt. Das Evangelium sagt, daß wir die Propheten *nach ihren Werken* beurteilen sollen. Diese Maxime kann uns auch bei der Betrachtung der verschiedenen philosophischen Systeme leiten. *Nur dann hat dieses Leben einen Wert, wenn es der religiösen Bildung unsers Herzens dient,*[4]) wenn es uns auf eine

[1]) Über Deutschland. Übersetzt von P. Friedrich. S. 419 f.
[2]) Ebenda S. 435 f.; vgl. auch S. 433.
[3]) De l'Allemagne a. a. O. (Urtext). S. 404.
[4]) Diese Worte der Freundin hat Frau Necker ihrer Erziehungsschrift als Motto vorangestellt.

höhere Bestimmung vorbereitet durch die freie Wahl der Tugend auf der Erde. Die Metaphysik, die sozialen Einrichtungen, die Künste und Wissenschaften: sie alle müssen nach ihrer Bedeutung für die moralische Vervollkommnung des Menschen gewertet werden."[1])

Mancherlei in ihrer Beurteilung Kants erklärt sich aus dieser Anschauungsweise, so die Eile, mit der sie von der Betrachtung der Kritik der reinen Vernunft zu seiner praktischen Philosophie überzugehen sucht: *Die Erkenntnistheorie ist eben für sie nichts als die Vorhalle zur Moral.* — Da Frau von Stael in der Frage nach dem *Ursprung der Ideen* das grundlegende Problem der Erkenntnistheorie sieht, das für das *moralische* und *religiöse* Interesse von höchster Bedeutung sei, betrachtet sie Kant als den *Vermittler zwischen den Gegensätzen,* der es unternimmt, „die Grenzen der beiden Reiche, der Sinne und der Seele, der äußeren und der geistigen Natur festzusetzen."[2]) Sie berührt damit, wenn auch nicht in sehr klaren Worten, ein *wesentliches Moment* der Kantischen Erkenntnistheorie: Die *Empiristen* hatten die Sinnlichkeit zu ungunsten des Verstandes überschätzt, indem sie behaupteten, daß alle unsere Begriffe aus der Erfahrung stammten; das Denkvermögen hatte bei ihnen eine wesentlich passive Rolle; es hatte im Grunde nichts zu tun als die von außen kommenden Empfindungen aufzunehmen. — Die *Rationalisten* hatten den Verstand zu hoch und die Sinnlichkeit zu tief eingeschätzt. Kant setzt nun das Verhältnis zwischen beiden Vermögen fest: Die *Sinnlichkeit* gibt in den Wahrnehmungen den mannigfaltigen Stoff, der von ihr selbst freilich nicht geordnet wird; der *Verstand* erst bringt Gesetzmäßigkeit und systematischen Zusammenhang in die bunte Fülle des Gebotenen.

Frau von Stael hat die vermittelnde Stellung Kants zwischen dem Empirismus und Rationalismus ganz richtig gesehen. „Weit entfernt, die Erfahrung abzuweisen, betrachtet Kant das Lebenswerk als nichts anderes als die Einwirkung unserer eingeborenen Fähigkeiten auf die uns von außen zuströmenden Erfahrungen. Er glaubt, daß die Erfahrung nur ein Chaos sein würde ohne die Gesetze des Verstandes, aber daß die Gesetze des Verstandes nur die von der Erfahrung gegebenen Elemente zum Gegenstande haben."[3])

Demnach ist sich Frau von Stael der Bedeutung bewußt geworden, die bei Kant *der spontanen Tätigkeit des Verstandes der Sinnlichkeit gegenüber* zukommt.

Lange hält sich, wie gesagt, Frau von Stael bei der Betrachtung der Kritik der reinen Vernunft nicht auf; sie hat Eile, zu dem Ethiker Kant zu kommen. — Dieser erscheint ihr in erster Linie als *der Zertrümmerer der hedonistischen und utilitaristischen Moral des französischen Materialismus,* die sie mit aller Glut

[1]) De l'Allemagne a. a. O., S. 404.
[2]) Ebenda S. 439; vgl. auch S. 442.
[3]) Über Deutschland. Übersetzt von P. Friedrich. S. 432.

ihres Herzens haßt, und für die sie gleich ihrem Landsmanne de Villers die Worte des Tadels nicht scharf genug findet.

Auch wir sehen in Kants Moralphilosophie den wirksamsten Gegensatz zu der empiristisch-eudämonistischen Sittenlehre, die die Vernunft zur Dienerin des sinnlichen Begehrens herabwürdigt, die die Möglichkeit eines uninteressierten Tuns und damit die Möglichkeit einer reinen Sittlichkeit verneint.[1]) — *In Kant feiert Frau von Stael den Erneuerer des „Pflichtgefühles".*

„Kann man leugnen, daß das Gewissen weit mehr Würde besitzt, wenn man es für eine eingeborene Macht hält, als wenn man in ihm nur eine durch Übung und Gewohnheit erworbene Fähigkeit erblickt, wie alle anderen? Und gerade dadurch übt *die idealistische Metaphysik* einen bedeutenden Einfluß auf *die moralische Lebensführung* des Menschen aus: Sie teilt dem Pflichtbegriff dieselbe ursprüngliche Kraft zu wie dem Begriff vom Raum und von der Zeit und gestattet dadurch, daß sie[2]) alle beide als unserer Natur unzertrennlich anhaftend betrachtet, ebensowenig einen Zweifel über den einen wie den anderen." [3])

Das Pflichtgebot weist auf die sittliche Freiheit des Menschen als seine Voraussetzung unmittelbar hin; denn es wäre sinnlos zu gebieten: Du sollst!, wenn wir nicht so handeln könnten, wie das Gesetz befiehlt: Darum du kannst, denn du sollst. *„Die Pflicht ist der Beweis und die Garantie für die metaphysische Unabhängigkeit des Menschen."* [4])

Ein wesentlicher Punkt der Moralphilosophie Kants wird freilich von Frau von Stael nicht seiner Bedeutung entsprechend gewürdigt: *der kategorische Imperativ.* Das einzige Mal, wo sie ihn in ihre Darstellung aufnimmt — der Terminus selbst findet sich bei ihr nirgends — geschieht es, um gegen ihn zu polemisieren: Was die Individualistin abstößt, ist seine unbedingte Gültigkeit für alle Vernunftwesen unter allen Umständen. Als Illustration führt sie ein sehr drastisches Beispiel an, das wohl Kant gerade deswegen ausgesucht hatte, um die Lauterkeit seines *formalen* Sittengebotes besonders scharf von allen *materiell* bestimmten Geboten abzuheben. „Kant hat die Achtung vor der Wahrheit bis zu dem Punkt getrieben, daß er nicht gestattete, sie zu verleugnen, selbst dann nicht, wenn ein Verbrecher uns fragt, ob unser Freund, den er verfolgt, in unserm Hause versteckt sei. Er behauptet, daß man sich nie in einem besonderen Falle erlauben dürfe, *was nicht als allgemeines Gesetz zugelassen werden würde* ..... Kants moralische Theorie ist *streng* und mitunter *trocken,* weil sie die Empfindsamkeit ausschließt. Er hält diese für einen Reflex der Sinnlichkeit und meint, daß sie zu den Leidenschaften hinführe, denen

[1]) Vgl. Fr. Paulsen: Immanuel Kant: 4. Auflage. Stuttgart 1904. S. 329.
[2]) d. i. die idealistische Metaphysik.
[3]) Über Deutschland. Übersetzt von P. Friedrich. S. 477.
[4]) Über Deutschland (Friedrich), S. 436.

er stets Egoismus zuschreibt; aus eben diesem Grunde läßt er die Empfindsamkeit nicht als Führerin gelten und *stellt die Moral unter die Schutzgarde unveränderlicher Grundsätze.*“[1]) Diese Ausführungen der Stael zeigen deutlich, wie schwer es der Gefühlsphilosophin wird, sich in Kants Moral hineinzuleben, die da gebietet, daß der Mensch nach Grundsätzen handle und nicht nach Gefühlen.

Frau von Stael geht der Sinn für die Bedeutung von Kants *formaler Ethik* ab, die in bewußtem Gegensatz zu jeder Art von *materiell* bestimmter Ethik steht, gleichgültig ob eine solche in dem sinnlichen oder sittlichen Gefühl, im Willen Gottes oder im *Prinzip der Vollkommenheit* die Motive der Sittlichkeit sieht. — Frau von Stael scheint nun aber gerade in der Vollkommenheit Kants moralischen *Hauptbegriff* zu erblicken. Denn sie sagt in ihrer Beurteilung der Kantischen Ethik: *„Die Bestimmung des Menschen hier auf Erden .... ist die Vervollkommnung.“*[2])

Nimmt nun tatsächlich der Begriff der Vollkommenheit die überragende Stellung bei Kant ein, die ihm Frau von Stael — und wie wir bald sehen werden, auch ihre Freundin, unsere Frau Necker — zuschreiben?

In der Dissertation von 1770 treffen wir noch auf diesen Terminus im Sinne der Leibniz-Wolff'schen Philosophie. Die Vollkommenheit wird hier als sittliches Ideal der eudämonistischen Ethik Hutchesons und Shaftesburys gegenüber gestellt. In der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ von 1786 aber wird die Autonomie als *oberstes Prinzip der Sittlichkeit* und die Heteronomie als der Quell aller unechten sittlichen Prinzipien dargestellt.[3]) Kant legt gerade hier auf die formale Bestimmtheit des Willens durch das Gesetz besonderen Nachdruck. *Der gute Wille* — das ist eben der „reine“ Wille — *wird als das einzig und an sich Wertvolle bezeichnet,* das von der Frage nach seinem Nutzen oder seinen Folgen hier völlig losgelöst wird.

Während sich Kant in der „Grundlegung“ und der „Kritik der praktischen Vernunft“ — besonders in deren erstem Teile — auf die formale Gesetzgebung beschränkt, führt er in der „Metaphysik der Sitten“ die Zwecke an, die zu haben für den Menschen Pflicht ist. Als die beiden einzigen Zwecke, die freilich nicht Bestimmungsgründe des Willens werden dürfen, werden genannt: *Eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit.* Unter Vollkommenheit wird hier die Ausbildung aller dem Menschen gegebenen leiblichen, geistigen und moralischen Kräfte und Fähigkeiten verstanden. Die Vervollkommnung seiner Anlagen wird als Teil der Pflichten des Menschen hingestellt.[4])

[1]) Über Deutschland (Friedrich), S. 480.
[2]) Ebenda, S. 478.
[3]) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Hgg. von K. Vorländer. 3. Aufl. Leipzig 1906. S. 67 f.
[4]) Metaphysik der Sitten. 2. Teil (Tugendlehre). Einleitung. 4. Ausgabe. (Kirchmann) Berlin 1870. S. 218 ff.

Auch in den Vorlesungen über Pädagogik tritt der Begriff der Vollkommenheit bedeutend mehr in den Vordergrund als in den Schriften der 80er Jahre. Als das *Ziel der Erziehung* wird hier tatsächlich die *Vollkommenheit* der menschlichen Natur öfter bezeichnet. Es ist das freilich ein Ziel ohne jeden bestimmten Inhalt, da wir — wie Kant meint — gar nicht wissen, welche Grenzen die Ausbildungsfähigkeit des Menschen hat.[1])

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß Kant in seinen *moralischen Hauptschriften* — womit wir die ethischen Schriften der 80er Jahre bezeichnen möchten[2]) — den Begriff der Vollkommenheit kaum in den Vordergrund seiner Darstellung rückt und daß seine französische Interpretin einen *abgeleiteten* Gedanken zur *Zentralidee* seiner Ethik erhoben hat, weil die *Individualistin* deren Kern, der gerade in ihrem formalen Charakter liegt, nicht ergriffen hatte oder nicht ergreifen wollte.[3])

Fast fürchte ich, zu lange bei der Kantauffassung der Frau von Stael verweilt zu haben, und doch mußten wir erst einen Blick auf ihre Stellung zu Kant werfen, ehe wir in die Gedankenwelt ihrer Freundin zurückkehren können; denn wir deuteten schon oben an: So wie sich das Bild Kants dem Auge der Frau von Stael darstellt, so spiegelt es sich im ganzen auch in der Anschauung ihrer Schülerin wieder.

Auf zwei Punkte in den *Beziehungen der Frau Necker zu Kant* muß gleich im voraus hingewiesen werden: 1. Sie erscheint mit den Gedankengängen des deutschen Philosophen *weniger vertraut* als die Stael; 2. von einer *direkten Abhängigkeit* von Kant kann kaum die Rede sein.

Wahrscheinlich ist Frau Necker in erster Linie durch ihre Cousine auf Kant hingewiesen worden. Ob sie irgend eine Schrift von ihm selbst gelesen hat, dafür bietet sich für uns kein Anhalt: Freilich deuten einige Zitate in ihrem Buche daraufhin, daß sie irgendwie mit den Aufzeichnungen Kants über Pädagogik bekannt gewesen ist. Denn in ihrem Zitat: „Wenn einmal ein vollkommenes Wesen ein anderes Wesen erzogen haben wird, wird man erst wissen, welche Grenzen der Macht der Erziehung gezogen sind,“[4]) kann sie kaum etwas anderes gemeint haben als eine Stelle aus Kants

---

[1]) Kants sämtliche Werke a. a. O. VIII, S. 459 ff.; auch 457, 461.

[2]) Anders als in diesen ethischen Hauptschriften stellt sich übrigens der Vollkommenheitsbegriff — abgesehen von den oben angeführten Werken — u. a. auch in der „Kritik der Urteilskraft“ und in den geschichtsphilosophischen Abhandlungen dar.

[3]) Auch Kant war Individualist. Aber sein Begriff der Individualität war der des 18. Jahrhunderts. Erst das 19. Jahrhundert hat mit Goethe, Schleiermacher und der Romantik das Gleichheitsideal fallen lassen und ist zu einer positiven bezw. qualitativen Wertung der Eigenart weitergeschritten. Neben den Individualismus der Freiheit tritt der der Einzigkeit. Dieser wird auch von der Stael und der Necker vertreten. Vgl. G. Simmel: Kant. 16 Vorlesungen. Leipzig 1905. 16. Vorlesung.

[4]) Éd. pr. I, S. 79. Motto zu Buch II, Kap. 1.

Aufzeichnungen über Pädagogik;[1]) oder wenn sie am Eingange desselben Kapitels sagt: „Ein berühmter Philosoph meint: die Erziehung ist eine Kunst, weil uns die Natur dafür keinen Instinkt verliehen hat, der uns als Führer dienen könnte,“[2]) so können wohl wiederum nur die Vorlesungen als Quelle in Frage kommen.[3]) Auch das Motto über Buch IV, Kapitel 6: „Die Erziehung soll sich bemühen, der menschlichen Natur über die tierische im Kinde das Übergewicht zu geben“,[4]) deutet auf Stellen aus dieser Schrift hin.[5])

Wenn sie schließlich am Eingang ihrer Schrift behauptet: „Nach Kant wäre das Ziel der Erziehung, im Individuum alle Vollkommenheiten zu entwickeln, deren es fähig ist,“[6]) so zeigt sie auch damit, daß sie nur den alternden Kant kennt, und für den formalen Charakter seiner Ethik als Verehrerin der Individualität im Sinne der Einzigkeit ebensowenig Verständnis hat wie ihre Freundin.

Außer der Vollkommenheit wird von Frau Necker ein weiterer Begriff aus der Kantischen Ethik nachdrücklich herausgehoben: *der Rigorismus*. Die Tatsache, daß eine nüchterne Auffassung der Pflicht die Kantische Sittenlehre kennzeichnet, war ihr wohl schon von ihrer Cousine her bekannt, die immer wieder an der trockenen und strengen Moral Kants Anstoß nimmt.

Wenn nun Frau Necker in ihrem Werke öfters fast pedantisch streng erscheinende Vorschriften gibt, wenn sie z. B. den Kindern harmlose Vergnügen verbietet, so brauchen wir hier freilich nicht an Kants Einfluß zu denken. Vielmehr weist diese nüchterne Auffassung des Lebens auf die Erziehung in calvinistischem Geiste hin, die sie im Hause ihres Vaters erhalten hatte. Die Bedingungen allerdings für ihren Rigorismus und den Kantischen sind ähnlicher Natur: Ihre strenge Lebensauffassung hat vieles mit der „herben Lebensstimmung“[7]) bei Kant gemein, in dessen Lehre vom radikalen Bösen, in dessen nüchterner Auffassung der Pflicht wir deutlich die Nachwirkung der streng christlichen — bei ihm der *pietistischen* Erziehung — erkennen. Um es zusammenzufassen: Bei mancherlei Berührung mit dem Schöpfer der Kritik der praktischen Vernunft können wir Frau Necker nicht als seine *Schülerin* ansprechen. Den *überragenden Idealismus* in den Anschauungen Kants,[8]) der

---

[1]) Vgl. Kants sämtliche Werke (Hartenstein). Bd. VIII, S. 459: „Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, so würde man doch [sehen, was aus dem Menschen werden könne.“

[2]) Éd. pr. I, S. 79.

[3]) Vgl. Kant a. a. O. VIII, 462: „Weil die Entwickelung der Naturanlagen bei dem Menschen nicht von selbst geschieht, so ist alle Erziehung eine Kunst. Die Natur hat dazu keinen Instinkt in ihn gelegt.“

[4]) Éd. pr. I, S. 308.

[5]) Vgl. Kant a. a. O. VIII, 475: „Disziplin oder Zucht ändert die Tierheit in die Menschheit um“ oder VIII, 458: „Disziplin verhütet, daß der Mensch nicht durch seine tierischen Antriebe von seiner Bestimmung für die Menschheit abweiche.“

[6]) Éd. pr. I, S. 27; Wangenheim I, S. 38.

[7]) Paulsen: Immanuel Kant. S. 358.

[8]) Bei Frau von Stael gilt das übrigens auch für Fichte. Vgl. Über Deutschland a. a. O., S. 454 ff.

über den verhaßten französischen Utilitarismus und Eudämonismus hoch erhaben ist, hat sie, wie ihre Cousine, richtig erfaßt. Grundverschieden aber von der Kantischen Auffassung ist die Ansicht der beiden Französinnen über *das Verhältnis zwischen Moral und Religion.* Während für Kant die Ethik die *Basis der Religion* bildet, macht die Stael wie die Necker die *Religion zur Basis der Moral.*

Wie feste Wurzeln aber der Kantische Idealismus einerseits und der theoretische Spiritualismus eines Royer-Collard wie auch der Staelsche Spiritualismus des Gemüts anderseits in ihrer Seele gefaßt hatte, das beweist am besten, wie wir nunmehr zeigen wollen, ihre Erziehungsschrift, deren Charakter in schroffem Gegensatz steht zu der im 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts herrschenden utilitaristisch-materialistischen Ethik. Den Helvetius, Volney, Saint-Lambert, Holbach hatte — wie dem heidnischen Altertum (Epikureismus!) — *das Glück als Ziel menschlichen Strebens* gegolten. Dieser Ansicht tritt Frau Necker mit aller Kraft entgegen. Schon Überlegung und Erfahrung lehren, daß wir im Leben oft darauf verzichten müssen, glücklich zu sein, weil wir andernfalls unser Gewissen nicht würden beruhigen können. „Man hat das Mittel zum Zweck gemacht, so scheint es mir, das Verlangen nach Glück ist *eines der Motive,* die uns zur Entwickelung unserer Fähigkeiten ermuntern und die uns auf unserm Wege zum wahren Ziele vorwärtshelfen.“[1]) Aber es zum *Zweck alles Strebens* zu erheben, müßte der gesunde Menschenverstand schon deswegen unterlassen, weil der Begriff desselben gar nicht feststeht. *Was ist überhaupt Glück?* Die Tatsachen beweisen, daß ein Mensch in den denkbar günstigsten Verhältnissen vielleicht doch zu beklagen ist, weil er die innere Zufriedenheit nicht besitzt. Das heißt mit anderen Worten, daß man, um glücklich sein zu können, glücklich sein muß. Will man also den Begriff des Glückes definieren, so ist man gezwungen, immer wieder sich mit Synonymen zu behelfen.[2])

Daß das Glück *ein Zustand der Schmerzlosigkeit* ist, versteht sich von selbst. Da nun aber bekanntlich ein unerfüllter Wunsch oft schon eine Qual ist, die die Fantasie entsprechend vergrößern kann, so würde man lieber sagen müssen: es ist *ein Zustand, in dem alle Wünsche erfüllt sind.* Dieser Zustand müßte aber auf die Dauer langweilig werden, weil uns nichts zu schaffen bliebe und unsere Kräfte zum Müssiggang verurteilt wären. Wir haben aber Fähigkeiten, die geübt zu werden verlangen, und unsere Fantasie ist fortwährend beschäftigt, irgend ein Verlangen zu schaffen, das jene Kräfte in Tätigkeit zu setzen vermag. Wir sind also geschaffen, *andauernd irgend etwas zu wünschen.* „Wie der Saft eines kräftigen Baumes in die Zweige schießt, so äußert sich die Kraft der Seele im Verlangen. Kein Glück ohne Tätigkeit, keine Tätigkeit ohne Zweck, und wer Zweck sagt, spricht von einem Gegenstande,

[1]) Éd. pr. I, S. 16.
[2]) Ebenda S. 17 f.

den er erreichen möchte, aber noch nicht erreicht hat. *Das höchste Glück hienieden würde demnach ein Zustand sein, in dem uns etwas fehlte; und das wäre absurd.*"[1])

Auch *religiöse* Gründe mußten Frau Necker verbieten, das Glück als oberstes Ziel des Strebens gelten zu lassen. „Ein Prinzip, das die Pflicht dem Nutzen unterordnet, muß an sich schlecht sein, abgesehen von den Konsequenzen, die sich daraus ergeben; der Wille Gottes, oder, mit anderen Worten das Sittengesetz darf keine untergeordnete Stelle in unserem Herzen einnehmen."[2])

Es ist übrigens falsch, was die Eudämonisten behaupten, daß Glück und Tugend in stetem Wechselverhältnis stehen: „Ist es wahr, daß diejenigen, die sich die Tugend oder die Vollkommenheit zum Zwecke nehmen, doch immer nur eine Art des Genusses der anderen vorziehen? Es ist immer leicht, alles zu verdrehen, aber die, welche das behaupten, scheinen mir nicht einmal die Erfahrung zu Rate gezogen zu haben. Ohne jene großen Beispiele aus der Geschichte heranzuziehen, ohne die Helden der Aufopferung anzuführen, wie Regulus und Winkelried ..., deren Tun kein anderes Ziel als Qualen, keine andere Hoffnung als den Tod in Aussicht stellte, meine ich, daß die aufmerksame Prüfung der Vorgänge in unserm Innern zu einem anderen Ergebnis führen müßte. Ich glaube nicht, daß man, sobald man sich für eine Laufbahn voll schwerer, drückender Pflichten entscheidet, sich klar bewußt ist, irgend eine Freude in der Zukunft zu finden. Man gehorcht vielmehr einer kategorischen Verbindlichkeit, ohne zu wissen, was für das Glück daraus folgen wird."[3])

Es entspricht endlich ganz der Eigenart der ebenso klar philosophisch denkenden wie tief religiös empfindenden Frau, daß sie die Vollkommenheit als Ziel der Erziehung auch *religiös* zu begründen unternimmt. Wenn sie auch nicht wegzuleugnen vermag, daß in der Heiligen Schrift die Verfasser hie und da von der Ewigkeit als dem *Zustande dauernden Glückes* reden, so steht diese Idee nach ihrer Meinung bei weitem nicht so im Vordergrund wie der Gedanke an einen reineren und erhabeneren *Zustand idealer Vollkommenheit.* In den unvollkommenen Bildern, die sie dafür haben, sprechen sie bald von der unverwelklichen Krone der Ehren,[4]) von einer ewigen und über alle Maßen wichtigen Herrlichkeit,[5]) von dem Erbteil der Heiligen im Licht,[6]) bald von dem himmlischen Jerusalem, erleuchtet von der Herrlichkeit Gottes.[7]) Immer

---

[1]) Éd. pr. I, S. 18.
[2]) Ebenda S. 21.
[3]) Éd. pr. I, 22 f. Vgl. dazu die Ausführungen der Frau von Stael De l'Allemagne S. 506 f.: „Die Bestimmung des Menschen in dieser Welt ist nicht das Glück, sondern die Vervollkommnung. Es ist kindisch, behaupten zu wollen, die Tugend sei das Glück; wir fühlen ganz deutlich den Unterschied zwischen Genüssen und Opfern."
[4]) 1. Petri 5, 4.
[5]) 2. Korinther 4, 17.
[6]) Colosser 1, 12.
[7]) Offenbarung Johannis 21, 23.

aber kehrt das Wort „Herrlichkeit“ wieder, „und da dieses Wort häufig die Fortschritte des Christen in der Heiligung bezeichnet, so scheint der Siegespreis derselben Art zu sein wie das Mittel, durch welches wir ihn erlangen sollen, und die Wiedergeburt, die schon in dieser Welt anfängt, in jener ihre Vollendung zu finden. *Die Religion bestätigt und sanktioniert demnach ausdrücklich das Gesetz unserer unsterblichen Seele, das sie zur Vervollkommnung verpflichtet.*“[1])

3. Frau Necker und das Persönlichkeitsideal der Romantik.

Die Tatsache, daß Frau Necker einen *untergeordneten* Begriff — den der Vollkommenheit — aus der Kantschen Ethik herausgreift und diesen, weil sie ihn für den moralischen Hauptbegriff Kants hält, ihren eigenen Erziehungsgrundsätzen als Bildungsziel voranstellt, beweist, daß sie viel weniger unter Kants Einfluß steht, als es beim flüchtigen Betrachten ihres Werkes den Anschein hat. Wenn sie aber gar bei der näheren Beschreibung ihres Erziehungsideales verlangt, im Individuum solle sich *die denkbar größte Vollkommenheit mit seiner ausgesprochensten Originalität* zu schönem Bunde vereinen,[2]) so zeigt Frau Necker deutlich, daß sie dem Kreise der Herder, Jacobi, Jean Paul und ganz besonders der Stael weit näher steht als Kant. Weil nun diese Persönlichkeiten für die Ideen unserer Verfasserin von besonderer Bedeutung gewesen sind, soll hier in wenigen Strichen ihre Stellung zu dem Individualitätsproblem gezeichnet werden.

Ein feines Verständnis für *individuelle Formen* hatte *Herder* an den Tag gelegt: In seinen „Ideen“ verrät er eine wundervolle Anlage zum Nachempfinden individueller Schönheit und eine ausgezeichnete Fähigkeit zum Erfassen besonders *nationaler* Individualität. Gerade *Frau von Stael,* die sich bewußt ist, daß er „das feinste Empfinden für die fremden Nationen besaß“[3]) — eine Fähigkeit, die ihr selbst in hohem Maße eignete —, bezeichnet sein Werk als „das vielleicht reizvollst geschriebene deutsche Buch.“[4])

Sie hat sein Unternehmen mehr noch gewürdigt als das *Jacobis,* mit dem sie, die *Gefühlsphilosophin,* manchen Zug gemeinsam hatte; dem sie aber — wie ihre Woldemarbeurteilung lehrt[5]) — nicht restlos zustimmt, was freilich wohl teilweise auf Rechnung ihrer mangelnden Vertrautheit mit seinen Werken zu setzen ist.

---

[1]) Éd. pr. I, S. 24 f.
[2]) Ebenda S. 37 ff.
[3]) Vgl. Mme de Stael: Über Deutschland. Übers. von Friedrich a. a. O. S. 400.
[4]) Ebenda.
[5]) Über Deutschland: Teil III, Kap. XVII.

Sicherlich ist Jacobi — und das in bewußtem Widerspruch zu Kant — stark *für die Rechte der Individualität eingetreten.* Er zeigt uns in *Allwill* und *Woldemar* zwei moralische Genies, die den konventionellen Vorschriften und Maximen sich nicht fügen und ihr Selbst frei ausleben wollen. Aber es darf nicht übersehen werden — und das gerade tut Frau von Stael —: dieser Eduard Allwill, dem Luzie schreibt: „Sie glauben alles Ihrem Herzen!“,[1]) der recht zu tun meint, sobald er dem natürlichen Drange seines Inneren folgt, wird schließlich belehrt, daß auch der „Edelgeborene“ Grundsätze nötig hat, die seine ursprünglichen Neigungen regeln müssen; und auch jener Woldemar, der ebenfalls die Tugend auf die Instinkte gründen will, gelangt schließlich zu der Einsicht: „Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Tor.“[2])

Hätte Frau von Stael Jacobis Werke besser gekannt, so glaube ich, *hätte sie noch anerkennender über ihn gesprochen.* Zwar sieht sie richtig, daß er die Individualität des Einzelwesens achtet, aber sie wirft ihm vor, daß er im Prinzip festgesetzt habe, *der Einzelne solle unbedingt dem folgen, was sein innerer Drang ihm anrate,*[3]) und das ist, wie eben gezeigt, nicht ganz richtig.

Daß *Frau von Staels* Denken selbst *stark individualistisch* war, zeigen am besten ihre Bücher. Warum erregte die *„Delphine“* — der persönlichste ihrer Romane — den gewaltigen Zorn des ersten Konsuls? Warum ließ er bald nach dem Erscheinen dieses Buches, dessen Verkauf er verbot, der Verfasserin sagen, sie solle sich nicht wieder in Frankreich blicken lassen?[4]) — Er sah in der Delphine nichts anderes als *eine begeisterte Verteidigungsrede für die persönliche Freiheit,* die gegen die Last der Gesetze, Vorschriften und konventionellen Vorurteile revoltiert.

Daß sich die Stael hier wie überhaupt kraft ihres Genies über die allgemeine Sitte erheben wollte, das konnte Napoleon der Schwärmerin nicht vergeben. *Was war für ihn das Interesse des Einzelnen?* Was galt bei ihm ein Menschenleben? *„Für Frau von Stael ist das Individuum alles, für Napoleon ist es nichts,* oder vielmehr ein Teil des Ganzen und der Gesamtheit untergeordnet. Das Interesse des Einzelnen muß dem des Staates geopfert werden.“[5])

Aber auch hier müssen wir in die Betrachtung das Werk hereinziehen, in dem uns ihre Ansichten am reifsten entgegentreten. — Hatte sich schon ihr Buch „Über die Literatur“ als ein schöner Versuch dargestellt, *die einzelnen Nationen in ihrer Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit zu erfassen,* so war es ihr in dem Buche „Über Deutschland“ trefflich gelungen, ein fremdes Volk in seiner

---

[1]) Jacobi: Allwill S. 206. Fr. H. Jacobis Werke. 1. Bd. Leipzig 1812.
[2]) Jacobi: Woldemar S. 281. Königsberg 1794.
Vgl. dazu auch E. Spranger a. a. O., S. 399 f.
[3]) De l'Allemagne a. a. O., S. 515.
[4]) Paul Gautier a. a. O., S. 116.
[5]) Ebenda S. 402 f.

eigentümlichen Struktur, in seinem heißen Streben nach *nationaler und geistiger Selbständigkeit* vorzuführen. Die begeisterte Schilderung eines fremden Landes und einer feindlichen Nation in ihrer Individualität konnte dem Buche keine freundliche Beurteilung seitens des Despoten sichern. — Wir alle kennen das Schicksal des Werkes und seiner Verfasserin.

Mit ausgezeichnetem Scharfblick erfaßt sie *die nationale Eigenart:* Als *Drang nach geistiger Unabhängigkeit,* Liebe zur Einsamkeit, *Streben nach individueller Ursprünglichkeit* kennzeichnen sich ihr die überragenden Qualitäten der deutschen Nation im allgemeinen und der deutschen Denker und Dichter im besonderen.[1] „Die Mehrzahl der Schriftsteller und der Denker arbeitet in der Einsamkeit oder nur in einem kleinen Kreise, den sie beherrschen. Jeder für sich, überlassen sie sich ganz den Eingebungen einer uneingeschränkten Einbildungskraft, und wenn man in Deutschland überhaupt einige Spuren von Einfluß der Mode beobachten kann, so zeigt er sich in dem Wunsch jedes Einzelnen, *sich ganz verschieden von den übrigen zu zeigen.*“[2]

Ganz im Gegensatz zu Kant hat nun die Verfasserin in dieser Schrift auch in Hinblick *auf die Moral* die *Individualität* betont. Wir wissen: der kategorische Imperativ sollte unbedingt für alle Menschen in allen Fällen Geltung haben. Jeder Mensch ohne Ansehung seines Standes und Berufes, seines Alters und Geschlechtes, seiner Talente und Leistungen ist gehalten, diesem Imperativ zu gehorchen. Nur wer dessen Forderungen nachkommt, handelt sittlich. — Bei aller Achtung vor dem hohen Werte einer so ausgesprochen formalen Ethik war nun manchem Denker jener Zeit die Kantische Moral *zu wenig konkret und speziell* erschienen (Schiller, Humboldt, Schleiermacher). Ihnen schließt sich Frau von Stael in ihrer Anschauungsweise an. Freilich wir haben es jetzt — in den Jahren, wo sie „Über Deutschland“ schrieb — nicht mehr mit der Stael aus der Zeit der „Delphine“ zu tun; *sie erscheint nicht mehr als die Vertreterin des krassen Individualismus,* wie uns bereits ihre Stellungnahme zu Jacobi zeigte. *Vollkommenheit und Individualität zu einem harmonischen Bunde zu vereinen,* das ist das Streben vieler der besten deutschen Denker jener Zeit gewesen, *das ist auch das Bestreben der Mme de Stael:* „Kein tugendhaftes Handeln, welcher Art es auch sei, kann absolut *dem freien Ermessen des Einzelnen* überlassen, noch auch andererseits *unbedingt normiert* werden.“[3]

Ehe wir nun auf die Stellung der *Frau Necker* zur Frage der Individualität eingehen, die sich mit der Staelschen Auffassung sehr nahe berührt, müssen wir uns noch mit dem Gedankengange eines deutschen Denkers jener Zeit befassen: *Jean Pauls.* Von

[1]) De l'Allemagne, a. a. O., S. 65.
[2]) Über Deutschland a. a. O., S. 83.
[3]) De l'Allemagne (Originaltext) a. a. O., S. 513.

mancherlei Strömungen beeinflußt und auch unter der Einwirkung Jacobis stehend, hat er auf die Ausbildung der Individualität besonderen Nachdruck gelegt: In seiner „Levana" wird *die Entfaltung der individuellen Anlagen des Kindes* stark betont.[1]) Freimachung und Verwirklichung des im Kinde ruhenden idealen Preismenschen (Hochmenschen) stellte er als Aufgabe der Erziehung hin.[2]) Was damit gemeint ist, kann nichts anderes sein, als die „harmonische Verbindung oder wertvolle *Vermittelung zwischen Menschheitsideal und Individualität.*"[3]) Dieser Idealmensch bedeutete für ihn „das harmonische Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen."[4])

Also kein schlechthin allgemeines Bildungsideal ist das Jean Pauls, sondern *ein Ideal individueller Vollkommenheit.*[5]) Bei aller Betonung des Individuellen soll aber keineswegs irgend eine Kraft zu Gunsten der „Grundkraft" unterdrückt oder vernachlässigt werden.[6]) Die verschiedenen Anlagen, die geringeren oder größeren Fähigkeiten müssen gegeneinander ausgeglichen werden, „sodaß, wenn auch ungleiche Stärke dieser verschiedenen Eigenschaften bleibt, doch kein wesentlicher Ton zur Harmonie fehlt, vielmehr die einzelnen so voll, als in diesem individuellen Falle möglich, zur Entwickelung kommen."[7])

Ebensowenig wie Jean Paul, Frau von Stael und die Romantik denkt nun auch Frau Necker an ein *unbedingtes, für alle ohne Unterschied geltendes Ideal,* wenn sie als Ziel der Erziehung die *Vollkommenheit* hinstellt. Es ist kein Zufall, daß sie an die Spitze des dritten Kapitels, in dem sie zu dem Persönlichkeitsideal ihrer Zeit Stellung nimmt, gerade die aus der „Levana" übertragenen Worte setzt: „L'éducation doit mettre au jour l'idéal de l'individu."[8])

Auch ihre Überzeugung ist, daß jeder Mensch in seinem Innern einen Idealmenschen, *eine besondere Ausgestaltung des allgemeinen Menschheitideales* trage, und auf diese Auffassung stoßen wir fast in jedem Abschnitt ihres Buches von neuem.

Der Erzieher, meint sie, findet beim Kinde zunächst Anlagen verschiedenster Art, von größerer oder geringerer Kraft und Entwickelungsfähigkeit. Er hat Sorge zu tragen, daß diese Elemente von ungleicher Stärke ins Gleichgewicht kommen und daß jeder Zögling sich immer mehr dem *Ideal einer nur ihm eigentümlichen Art von Vollkommenheit* nähert. Dem Erzieher muß für

---

[1]) Jean Paul: Friedrich Richters Levana usw., herausgegeben von Karl Lange. 3. Auflage. Langensalza 1910. S. 43.
[2]) Ebenda.
[3]) W. Münch: Jean Paul, der Verfasser der Levana. Berlin 1907. S. 198.
[4]) Levana a. a. O., S. 48.
[5]) Vgl. Münch a. a. O., S. 198 und Iwan von Müller: Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation. München 1908. S. 29.
[6]) Levana (Lange), S. 47.
[7]) W. Münch a. a. O., S. 214.
[8]) Éd. pr. I, S. 37.

seinen Zögling ein ganz bestimmtes, in dieser Art noch nie dagewesenes harmonisches Ganzes vorschweben, auf das ihn das Kind selbst „in seinen liebenswürdigsten und interessantesten Augenblicken sozusagen hinweist.“ [1])

Wenn wir freilich die Erwachsenen unter diesem Gesichtspunkt betrachten, so fällt auf — sagt Frau Necker —, daß die meisten nicht das sind, was sie hätten werden können. „Bei Menschen von hervorragenden Eigenschaften fallen einem immer gewisse Fehler in die Augen, die zu ihren Vorzügen einen grellen Kontrast bilden. Hingegen findet man oft Personen, die zunächst recht wenig bemerkenswert erschienen, bei näherem Betrachten interessanter. Immer haben sie irgend welches Talent; eine besondere Geschicklichkeit, bestimmte Aufgaben zu erfüllen; und wenn wir ihr Gemüt etwa von einer zarten, edlen Empfindung erregt sehen, so zeigt uns dieser blitzähnliche Ausbruch die Art ihrer Verdienste und Vorzüge, die sie ihrer Natur nach hätten besitzen sollen. Sie gleichen Früchten edler Art, die nur nicht zur Reife gelangen konnten, oder vielmehr unvollendeten Umrissen, für die es *anderswo ein vollendeteres Modell* geben muß.“ [2])

Diese Gedanken waren schon den *Alten* vertraut, und der Kultus, den sie ihrem *guten Genius* erwiesen,[3]) ist dafür der deutliche Beweis. Sie sahen in diesem *eine Art Ideal ihrer eigenen Persönlichkeit,* ein besseres Ich, das, von den Fesseln des Menschlichen frei, bestimmt ist, sie durchs Leben zu leiten. Wenn sie bei wichtigen Angelegenheiten ihn um Rat fragten, so war das gewissermaßen ein Appell an das Reinste und Erhabenste in ihrer eigenen Brust. Wenn nun dieser Glaube an den guten Genius[4]) dem Individuum einen göttlichen Typus zuschreibt, so flößt er eine tiefe Ehrfurcht vor der Individualität ein; er verleiht *den unterscheidenden Zügen* sterblicher Wesen etwas Erhabenes und Heiliges. „Vielleicht findet sich gerade darin auch für uns ein glücklicher Hinweis, ein Gefühl, das auch uns nicht fremd bleiben sollte. Wenn dieselbe Schöpferhand, die in wunderbarster Vielgestaltigkeit die Geschöpfe im Universum ausgestattet, jedem menschlichen Wesen ein eigenartiges Gepräge aufgedrückt hat, so muß dieses Gepräge etwas Göttliches an sich haben. Es ist der Stempel eines göttlichen Werkes, und der Erzieher muß suchen, es zu erhalten. *Den Punkt zu finden, in dem die größtmögliche Vollkommenheit sich vereinigt mit der am meisten ausgesprochen originellen Form des Zöglings, muß Gegenstand seines ganzen Strebens sein.*“[5]) Wirklich fähig wird sich nach ihrer Meinung

[1]) Éd. pr. I, S. 37.
[2]) Ebenda S. 38.
[3]) Ebenda S. 39.
[4]) Ähnlich äußert sich Herder in den Schulreden (Herausgeg. von J. G. Müller, Stuttgart und Tübingen 1828, S. 147 ff.): . . . . . Genius war die Personification der ganzen reinen und edlen Natur des Menschen.
[5]) Éd. pr. I, S. 39.

nur der Erzieher erweisen, der *das Originelle in seinem Zögling* richtig erfaßt hat; denn es ist zu bedenken: „Nicht immer durch das, was an einem Menschen ausgezeichnet ist, sondern vielleicht vor allem durch das, was an ihm einzigartig ist, gewinnt ein trefflicher Mensch unsere Herzen und fesselt er unsere Fantasie.“ [1])

Also um es zu wiederholen: *ein Ideal individualisierter Vollkommenheit ist auch das der Frau Necker.* Bei allem Eintreten für die Pflege der Individualität im heranwachsenden Menschen ist jedoch Frau Necker einer *einseitigen Überschätzung des Individuellen* fremd geblieben. Sobald sich im Kinde Anzeichen vom Vorhandensein irgendwelcher eigentümlichen Anlagen bemerkbar machen, so ist das entschieden ein Vorteil, den man suchen muß *zu erhalten, nicht aber künstlich zu fördern.* Glückliche Anlagen sollen nicht zurücktreten, aber jedenfalls auch nicht zu den wirklich soliden Eigenschaften im Mißverhältnis stehen.[2]) Von ganz allein werden jene den übrigen Fähigkeiten in der Entwickelung voraus sein, weil der ganze Saft der jungen Pflanze gerade dorthin drängt; gerade darum müssen Fortschritte auf anderen Gebieten mit jenen parallel gehen. — Die Eltern erliegen nur zu oft der Versuchung, aus den *hervorragenden* Eigenschaften ihrer Kinder Nutzen zu ziehen; — dieses Bestreben ist durchaus zu verwerfen: Erst wenn ein guter Grund gelegt, wenn ein festes inneres Gleichgewicht hergestellt ist, darf man die besonderen Neigungen im Kinde unterstützen, aber *in der Kindheit geht nichts über das harmonische Verhältnis aller Fähigkeiten.*[3]) „Selbst das größte Talent bringt seine besten Früchte aus einem wohlgeordneten Gemüte hervor. Es bleibt daher immer Hauptaufgabe des Erziehers, die vorherrschende Anlage des Zöglings, ohne sie zu unterdrücken, mit allen übrigen harmonisch zu entwickeln.“ [4])

Nun aber ist der Grundzug ihrer seelischen Struktur, wie wir schon sahen, *die Religiosität,* und auch die Individualität erhält von dieser Seite her ihre ganz besondere Beleuchtung. Das Individuelle, in dem die Mme Necker *eine ursprüngliche und himmlische Kraft* erkennt, ist schon deswegen als *heilig* zu achten und treu zu erhalten.[5]) Aber wir wissen, die starken Anlagen sollen nicht zu Ungunsten der schwachen Kräfte unterstützt werden, und auch *diese Warnung vor Einseitigkeit erhält durch unsere religiöse Verfasserin ihre besondere Begründung:* Sie fürchtet, der

[1]) Éd. pr. I, S. 40.

[2]) Also auch hier nähert sich ihre Auffassung der Jean Pauls. Auch sie fordert einen Ausgleich zwischen den starken und schwachen Kräften der jungen Seele. Wie sich aus ihren Beispielen ergibt, hat sie besonders das Verhältnis zwischen Verstand und Gefühl, Urteilskraft und Fantasie im Auge. Sie tadelt es u. a., wenn ein Zögling ganz und gar zum Gedächtnis, ein anderer ganz und gar zur Fantasie wird. (Vgl. Éd. pr. I, S. 41.)

[3]) Éd. pr. I, S. 40.

[4]) Éd. pr. I, S. 41; Wangenheim I, S. 60.

[5]) Éd. pr. I, S. 39.

Zögling werde *hochmütig* werden, wenn ihm die Entwickelung einer hervorragenden Fähigkeit durch die Unterstützung der Erzieher zu leicht gemacht werde, er werde noch dazu die nötige gleichseitige Bildung seines Innenmenschen vergessen; „der warme religiöse Sinn wird in seinem Herzen erkalten, das Pflichtgefühl wird nach und nach immer schwächer in ihm werden, und die hohe Meinung, die er von seinen eigenen Talenten faßt, wird ihn endlich dahinbringen, auf seine Altersgenossen mit Verachtung herabzusehen.“ [1]) — *Nur auf der Grundlage der von ihr gewünschten harmonischen Vereinigung von Vollkommenheit und Individualität werden als untrügliche Zeichen einer wohlgelungenen Erziehung die Liebe Gottes und die Menschenliebe, die Haupttugenden des Christentums, gedeihen.*[2])

---

[1]) Éd. pr. I, S. 42; Wangenheim I, S. 62.
[2]) Éd. pr. I, S. 42.

III.

Die pädagogischen Anschauungen der Frau Necker.

1. Das ethisch-ästhetische Bildungs-Ideal der Frau Necker.

„Es kommt in der Erziehung weniger darauf an, den Zögling zur Erkenntnis aller Sittengebote zu bringen, als vielmehr darauf, eine *sittliche Individualität* zu bilden.“[1]) Auch in diesem Satze spiegelt sich die Grundanschauung der Frau Necker von der Aufgabe der Erziehung wieder. Alle Bildung soll auf eine harmonische Verschmelzung zwischen Vollkommenheit und Individualität im Zögling hinwirken. „Regelmäßigkeit“ (régularité) und „moralische Schönheit“ (beauté morale): so nennt sie die beiden sich ergänzenden Seiten des Ideals, das der Mensch erstreben soll.[2])

Schon der Hinweis auf die notwendige Vereinigung dieser beiden Elemente zu einer ästhetisch-ethischen Harmonie zeigt, daß Frau Necker gegenüber der Vernunft *dem Gefühl* eine hohe Bedeutung für das sittliche Streben einräumt, daß sie neben *dem pflichtgemäßen Handeln* ganz im Sinne der Nachkantischen Ethik vor allem auch *das hingebungsvolle Tun* betont. Die Bestrebungen der Mme Necker werden wir erst dann voll würdigen können, wenn wir vorher die Bemühungen der Nachkantianer in dieser Richtung kurz betrachten.

Gegen das Genietum eifernd, hatte Kant für das schlichte Tun aus Pflicht gekämpft. Sein kategorischer Imperativ verlangt vom Menschen, allen Handlungen einen Kampf vorausgehen zu lassen, der mit dem Siege des Pflichtgesetzes über die Neigungen endet. *Dementsprechend müssen sich die Maßnahmen des Erziehers gestalten.* Er darf — so meint Kant — nicht Gefühle wecken, die nicht stärken, sondern nur reizen. Schmelzende Gefühle haben auf das sittliche Handeln keinen dauernden Einfluß; sie können höchstens eine momentane Wirkung hervorbringen, wenn sie nämlich „in dem Augenblicke, da sie in ihrer Heftigkeit sind und ehe sie verbrausen, ihre Wirkung tun, sonst tun sie nichts.“[3]) Grundsätze können so nicht zustande kommen, sie sind nur auf *begrifflichem* Boden möglich. *Mit Beispielen edler oder überverdienstlicher*

[1]) Éd. pr. II, S. 316.
[2]) Éd. pr. I, S. 31.
[3]) Kant: Kritik der praktischen Vernunft. Methodenlehre. Herausgegeben und erläutert von Kirchmann. Berlin 1869. S. 188.

Handlungen sind Kinder zu verschonen; sonst werden aus ihnen Romanhelden, die, indem sie sich auf ihre Gefühlsüberschwenglichkeit viel zugute tun, „sich dafür von der Beobachtung der gemeinen und gangbaren Schuldigkeit, die alsdann ihnen nur unbedeutend klein erscheint, freisprechen."[1])

Der Kantische Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, der in diesen Forderungen deutlich zur Geltung kommt, war der Punkt, in dem die Nachkantische Philosophie, vor allem auch *Friedrich Schiller,* einsetzte. Ihm erscheint die Versöhnung zwischen diesen Gegensätzen wertvoller als der schwererrungene Sieg der Vernunft über die Sinnlichkeit. Erstrebenswert erscheint ihm, daß die Neigung dem Pflichtgebot nicht bloß nachkommt, sondern ihm zuvorkommt.[2]) Dies ist freilich nur dann möglich, wenn das Sittengesetz dem Individuum in Fleisch und Blut übergegangen ist. Aus diesen Voraussetzungen hatte Schiller im Kalliasbriefe vom 19. Februar 1793 den Begriff der „moralischen Schönheit" gewonnen. Er bezeichnet sie als „das Maximum der Charaktervollkommenheit" und läßt sie dann eintreten, wenn dem einzelnen die Pflicht zur Natur geworden ist.

Eben dieses Prinzip hatte er dann seiner Abhandlung über „Anmut und Würde" zugrunde gelegt. Zum ersten Male war freilich *die Harmonie des Schönen und des Sittlichen* durch Schiller nicht in Verbindung gebracht worden. Vorher schon hatte vor allem *Shaftesbury* in der *harmonischen Ausbildung des Individuums,* die auf das *ästhetische* Urteil gegründet ist, das Ziel sittlichen Strebens gesehen.[3])

Auch in den Schriften der Frau von Stael, der begeisterten Freundin unserer klassischen Kultur, finden wir mehrfach dieselbe Verschmelzung ethischer und ästhetischer Motive. Schon in ihrem ersten Werke unterscheidet die Verfasserin zwischen zwei Elementen der Vollkommenheit: l'ordre[4]) und le beau moral.[5]) Schon hier spricht sie von der hohen Bedeutung der *Hingebung* für das sittliche Handeln, und auch später hat sie dem sittlichen Tun, das der *Neigung* entspringt, besonderen Wert beigelegt.[6]) — Wir sagten schon oben, daß sie bei aller Verehrung, die sie Kant entgegenbrachte, sich mit dessen „trockener Sittenlehre", die die Sensibilität ausschaltet und der Religion keinen Einfluß auf die Moral einräumt, nicht befreunden konnte.[7]) Von Kind auf war der sentimentalen

---

[1]) Methodenlehre a. a. O. S. 185.

[2]) Falckenberg: Gesch. der neueren Philosophie. 7. Aufl. Leipzig 1912/13. I, S. 383.

[3]) Vgl. Oskar Walzel. Einleitung in Schillers philosophische Schriften. Stuttgart und Wien. Säkularausgabe von Schillers Werken. 11. Bd. Seite XI ff.

[4]) die „régularité" der Mme Necker.

[5]) die „beauté morale" der Mme Necker.

[6]) Vgl. De l'Allemagne: 4e partie (La religion et l'enthousiasme).

[7]) Vgl. De l'Allemagne; 3e partie, Chap. XIV: Du principe de la morale dans la nouvelle philosophie allemande. — Auch in der Darstellung der Fichteschen Philosophie hebt sie besonders die „stoische Moral" derselben hervor. (De l'Allemagne S. 459.)

Frau von Stael die *Abneigung gegen eine rigoristische Auffassung der Pflichterfüllung* eigen gewesen. Gerade deswegen auch hatte zwischen ihr und ihrer Mutter so wenig natürliche Sympathie bestanden. „Die Mutter war zu streng, zu sehr Sklavin der Pflicht, und sie legte allen in ihrer Umgebung zu viel Pflichten auf. Man kann sagen, daß sie dadurch ihrer Tochter die Pflicht verekelte, die sich mit einem Schlage von dem nüchternen Stoizismus abwandte und mit der ihrer Jugend eigenen Hingebung sich milderen Lehrern zukehrte, solchen, die auch der Neigung ihren Platz gönnten.“ [1])

Die Nachkantische Ethik sagte Frau von Stael mehr zu, weil diese richtig erkannte, daß uns allerdings positive Pflichten im Tun leiten müssen: aber wie sich in der Bestimmung des Menschen *Notwendigkeit und Freiheit* vereinigen, so müssen sich auch in seiner Lebensführung *Neigung und Pflicht* paaren. Sie zitiert mit Genugtuung gerade Schillers bekanntes Epigramm am Schluß der Distichen-Gruppe „Die Philosophen.“ [2]) — Neben Schiller rühmt sie vor allem Jacobi in seinem Unternehmen, das Gefühl — und zwar das religiöse Gefühl — als Führer für das moralische Tun hinzustellen.[3])

Was sie im letzten Teile des Buches „Über Deutschland“ unter dem Begriff des „Enthusiasmus“ verherrlicht, ist letzten Endes dasselbe, was Frau Necker „sittliche Schönheit“ nennt. „Der letzte Teil des Werkes: Über die Religion und den Enthusiasmus ist der, wo ihr wundervolles Talent sich am prächtigsten entfaltet. Da erscheint sie uns wie eine zweite Corinna, oder vielmehr wie ein himmlischer Genius, der in einem hinreißenden Hymnus alles das zusammenfaßt, was die Edelgesinnten aufrecht erhält und stärkt. Was sie mit dem Enthusiasmus meint, das ist — und sie legt Wert auf diese Erklärung — nicht eine rauschartige, fieberhafte Überspanntheit: *das ist die göttliche Harmonie eines feurigen und doch zugleich ruhigen Gemütes, das dem Kultus der moralischen Schönheit geweiht ist.*“ [4])

Schließlich möchten wir nicht unerwähnt lassen, daß auch eine so romantischfühlende Natur wie Jean Paul — ähnlich wie die Stael und die Necker — zwei Seiten der sittlichen Natur des Menschen unterscheidet, die in innigster Verbindung stehen sollen: *sittliche Stärke* und *sittliche Schönheit* nennt er „das Zwillingsgestirn des Herzens.“ Die sittliche Stärke umfaßt Begriffe wie „Ehre, Redlichkeit, festes Wollen, Wahrhaftigkeit, Angehen wider drohende Wunden, Ertragen der geschlagenen, Offenheit usw.“;[5]) die zweite Hälfte

---

[1]) Paul Albert a. a. O. I, S. 200 f.
[2]) Vgl. De l'Allemagne (Originaltext) S. 514.
[3]) Ebenda S. 518.
[4]) Necker de Saussure: Notice sur le caractère et les écrits de Mme de Stael a. a. O. S. CLXIII f.
[5]) Levana S. 101.

umfaßt das Reich der „Liebe, Milde, Wohltätigkeit." Jene scheint sich demnach „nach innen oder dem eigenen, diese nach außen oder dem fremden Ich zu kehren."[1])

Wenn wir finden, daß auch Mme Necker eine *ästhetische Harmonie zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen* wünscht; wenn sich bei ihr die „moralische Schönheit" eng mit Shaftesburys „moral grace" und Schillers „schöner Seele" berührt, so dürfen wir hier nicht etwa eine direkte Abhängigkeit von diesen beiden wittern wollen. Vielmehr müssen wir bedenken, daß gerade Shaftesburys Gedanken damals in der Atmosphäre der Zeit lagen. Vor allem mußten die romantisch gestimmten Seelen — wie die Stael und ihre Freundin — durch diese innige Versöhnung zwischen Vernunft und Sinnlichkeit aufs tiefste berührt werden.

Betrachten wir nun das ethisch-ästhetische Bildungsideal der Frau Necker etwas näher!

Wer seine Pflicht treu und gewissenhaft erfüllt, wer den Geboten Gottes, den Staatsgesetzen und den Vorschriften der Gesellschaft pünktlich nachkommt: der wird nach ihrer Meinung den Anforderungen gerecht, die das Element der „Regelmäßigkeit" an ihn stellt. Dieses Element wird vom *Verstand* gefordert, denn es handelt sich hier für den Menschen nicht darum, mit *Neigung* dem Gesetz zu gehorchen, sondern zunächst überhaupt, dessen Bestimmungen nachzukommen. „Wenn man mit dem Worte „Regelmäßigkeit" die Gesamtheit aller der Eigenschaften bezeichnet, welche zum Begriff der Ordnung gehören und die Vernunft zur Richterin haben, so wird man sagen können, daß die „Regelmäßigkeit" das erste und unerläßlichste Element der Vollkommenheit sei."[2])

Nun kann aber der Mensch mit größerer oder geringerer *Neigung* seiner Vernunft gehorchen, sein sittliches Tun kann mit mehr oder weniger freudiger *Hingabe* erfolgen. Bis ins Unendliche können sich die Menschen differenziieren hinsichtlich des in ihnen vorhandenen Grades von „sittlicher Schönheit". Dieses Element wird nicht von der Vernunft gefordert, aber der Romantik und ihrer Anhängerin ist ja auch der *Verstandesmensch* nicht das Ideal, sondern der Mensch, bei dem sich die *Verstandeskräfte mit Fantasie und ästhetischem Empfinden* paaren. „Die Vernunft ist nicht das Ein und Alles des Menschen; das Gefühl, die Fantasie haben auch ihre Rechte. Wir wollen bewundern, und niemals werden wir dieser sanften und mächtigen Rührung des Herzens entsagen; die Schönheit aber ist der natürliche Gegenstand der Bewunderung. Psychische Schönheit, körperliche Schönheit — *haben wir einmal erfüllt, was Pflicht und gesunde Vernunft von uns fordern, so wollen wir immer das Schöne.* In dem Schönen bietet sich ein neues Element der Vollkommenheit dar, das, seinem Wesen nach unendlich, beständig eines immer höheren Grads von Entwickelung fähig ist."[3])

[1]) Levana S. 101.
[2]) Éd. pr. I, S. 31.
[3]) Éd. pr. I, S. 31; Wangenheim I, S. 44.

Ungemein schwer ist es — meint sie — den Begriff der moralischen Schönheit — und der Schönheit überhaupt — zu definieren. Welche Ähnlichkeit soll man herausfinden zwischen einer reinen Farbe, dem Tone einer melodischen Stimme und der gewaltigen Zusammenwirkung von mannigfaltigen Eindrücken, wie sie oft der prachtvolle Anblick der Natur bietet? „Welche Eigenschaft der irdischen Dinge ist es, der die Kraft gegeben ist, uns so zu berühren? Woher stammt dieser unbeschreibliche Zauber, der uns wie die geheimnisvolle Gabe eines unbekannten Wesens erscheint? Ist es die Vorahnung von einem anderen Dasein, ist es ein Widerschein himmlischer Klarheit, ein Widerhall der Harmonie der Sphären? Ist es ein Impuls, der der Seele gegeben ist, die da bestimmt ist, dereinst die unendliche Schönheit zu schauen, und soll sie dieses Entzücken, das mit einer unbestimmten Wehmut gemischt ist, mahnen, daß sie aus schöneren Regionen auf die Erde nur verwiesen sei?“[1])

Während es sich also bei der Regelmäßigkeit um einen einfachen *Urteilsakt des Verstandes* handelt, dessen auch der alles Gefühles und aller Fantasie bare Mensch fähig ist, macht es unendlich viel mehr Schwierigkeit, in der physischen wie in der moralischen Welt die Qualitäten genau zu bezeichnen, die Bewunderung und Rührung erwecken; *das ästhetische Empfinden ist eben bei den Einzelwesen verschieden.*

Bei der Menschenbildung hat nun der Erzieher ein Werk vor sich, das er der Vollkommenheit entgegenführen soll. Er darf also nicht eines der Elemente außer acht lassen, aus denen sich diese zusammensetzt. *Zunächst fordert die Vernunft ihre Rechte.* Sie verlangt aus der Hand des Erziehers ein brauchbares Glied der Gesellschaft, des Staates, der Familie; einen Menschen, der sein eigenes Interesse pflegt, ohne dem seiner Mitmenschen zu schaden, es im Gegenteile bestmöglich fördert; sie fordert einen aufgeklärten Menschen, der zur Verbreitung der Wissenschaften und Künste beiträgt, der der Religion als Stütze dient, wo er nur kann. „Dies ist der Mensch der Vernunft. Wir werden ihn nie auf falschen Wegen ertappen und sein Tun daher stets billigen müssen; allein bewundern werden wir ihn nicht, und es ist sehr die Frage, ob wir ihn lieben, wenn ihm seine tadellose Führung allein ein Recht auf unser Wohlwollen gäbe.“[2]) Nur bei dem, *der mit der Vernunft die sittliche Schönheit vereinigt,* werden wir „das Unsterbliche im Menschen durchscheinen sehen!“[3])

In seinen äußeren Handlungen wird ein solcher Mensch sich vom Menschen der Vernunft zunächst wenig unterscheiden. Er wird weise handeln wie jener, aber seine Weisheit wird wie von einer höheren Macht inspiriert erscheinen. Er wird die Normen

[1]) Éd. pr. I, S. 32; Wangenheim I, S. 45.
[2]) Éd. pr. I, S. 34.
[3]) Ebenda.

beachten wie jener, aber ohne sich immer bewußt zu sein, daß er sie beachtet. „Auch ihm werden wir wie jenem stets unseren Beifall zollen, aber ein lebhafteres Mitgefühl wird uns ihm näherbringen, und ob wir gleich fühlen, daß er viel höher stehe als wir, werden wir sonderbarerweise in ihm mehr als in dem anderen (d. h. dem Verstandesmenschen) unseresgleichen, einen Bruder sehen.“[1])

Woher aber rührt diese Verschiedenheit des Eindruckes auf uns? Gibt es einen Grund dafür, daß diese beiden Arten von Menschen so entgegengesetzte Gefühle in uns erwecken? Ja, es gibt einen; wir halten den einen der Hingebung fähig, und wir zweifeln stark, daß der andere es sei. *Ohne Fähigkeit der Hingabe aber gibt es keine moralische Schönheit.* „Nichts Edles und Großes kann hienieden bestehen ohne jenes mächtige Gefühl, welches den Menschen über sich hinaushebt, ihn ganz in einen seiner Liebe würdigen Gegenstand versenkt . . . und so die Grenzen, welche der Menschheit gesetzt zu sein scheinen, für ihn weiter hinausrückt. Wenn dieses lebendige, dieses expandierende Prinzip der sittlichen Schönheit zu wirken aufhört, dann bleibt dem Menschen nichts als das frostige Verdienst einer ungelenken, kleinlich abgewogenen Regelmäßigkeit — ein Resultat peinlicher Anstrengungen zur Herstellung eines Werkes, das uns am Ende kalt läßt.“[2])

Wenn sich demnach die Auffassung der Frau Necker von der innigen Verschmelzung von Vernunft und Sinnlichkeit zu einer ästhetisch-ethischen Harmonie aufs engste mit der Ethik ihrer deutschen Vorbilder berührt, so finden wir eine weitere Übereinstimmung mit ihnen in der Tatsache, daß auch sie dem *Geschlechtscharakter* eine hohe Bedeutung für das Mischungsverhältnis der beiden Elemente im Individuum zuschreibt: Wie nämlich nach Schillers Darstellung dem Manne mehr der Charakter der *Würde*, der Frau eher die Züge der *Anmut* zukommen, wie bei Jean Paul die sittliche Stärke mehr als Sache des Mannes, die sittliche Schönheit mehr als die des Weibes erscheint, so gehen auch bei der Necker in den beiden Geschlechtern die beiden Seiten der sittlichen Natur (Regelmäßigkeit und sittliche Schönheit) parallel. So kommt es denn, daß ihr *die Frau der Hingebung fähiger erscheint als der Mann,*[3]) dessen Streben in erster Linie darauf geht, das Sittliche in sich darzustellen, selbst dann, wenn es ihn Ueberwindung kostet.

Wirklich nahe aber kommt der Mensch, ganz gleich, welchen Geschlechtes er sei, erst dann dem Ideale, das Frau Necker aufstellt, wenn sich beide Seiten seiner sittlichen Natur in ästhetischer Harmonie zu innigstem Bunde vereinen, d. h., *wenn er seine Pflichten gewissenhaft und mit freudiger Hingabe erfüllt.*

[1]) Éd. pr. I, S. 35; Wangenheim I, S. 51.
[2]) Éd. pr. I, S. 35; Wangenheim I, S. 52.
[3]) Éd. pr. II, S. 244—249.

2. Der Entwickelungsgedanke in der „Éducation Progressive".

Mit dem lebhaften Gefühle der Frau Necker für das Individuelle steht ihr feiner Sinn für den *Eigenwert der einzelnen Entwickelungsstufen im Menschenleben,* der in ihrem Buche „Über die fortschreitende Erziehung" so schön zu Tage tritt, in innigster Verbindung.

Stellen wir, ehe wir zu *dem progressiven Zug* ihrer Pädagogik übergehen, in wenig Strichen die Geschichte des Entwickelungsgedankens bis auf Mme Necker dar. — Vor allem war es *Herder,* der in scharfem Gegensatz zu der ungeschichtlichen Auffassung der Aufklärungsphilosophie für den fruchtbaren *Gedanken der geschichtlichen Entwickelung* energisch eingetreten war. Ihm ist die Geschichte nichts als die Fortsetzung und Vollendung der Naturentwickelung. Überall in der Welt findet er denselben Entwickelungsprozeß in einer aufsteigenden Reihe von Kräften und Formen. Wie sich die Natur als ein einziger großer Organismus darstellt, der sich kontinuierlich entwickelt vom Stein bis zum Menschen, so erscheint auch die Menschheit als ein einziges Individuum, das alle Lebensalter von der Kindheitsstufe bis zum Greisenalter durchläuft.[1]) Jedes dieser einzelnen Stadien aber — und das ist für uns besonders wertvoll — ist nicht bloß Mittel zum Zweck, sondern hat seine eigene individuelle Bedeutung und seine eigentümliche Schönheit; jede Wandlung der Geschichte hat ihr besonderes Menschheitsideal.

In *Schelling* hat bekanntlich der Entwickelungsgedanke der „Ideen" einen entschiedenen Verfechter gefunden. *Natur und Menschheit als einen großen und einheitlichen Organismus aufzufassen,* das ist auch seine Absicht. Ihm stellt sich der gesamte Naturprozeß als ein gewaltiges Zusammenwirken tätiger Kräfte dar, die vom Unorganischen in kontinuierlicher Stufenfolge zum organischen Leben führen, als dessen letzte Frucht die Natur den Geist hervorbringt.

Der Identitätsphilosophie hat nun gerade Frau von Stael besonders starkes Interesse entgegengebracht. Sie rühmt es Schelling vor allem nach, daß er, wie übrigens auch Fichte, versucht habe, „dem Dualismus Kants gegenüber das Dasein auf ein einziges Prinzip zurückzuführen."[2]) — Während aber Fichte, so führt sie weiter aus, alles aus dem *Geiste* ableitet, bezieht Schelling alles auf die *Natur,* „indem er darzustellen versucht, *wie sich die Materie allmählich bis zur Seele erhebt.* In der Vereinigung des Geistes und der Materie sieht er das einzige und absolute Prinzip der organischen Welt."[3])

[1]) Vgl. R. Falckenberg a. a. O. I, S. 268.
[2]) Über Deutschland, a. a. O. S. 458.
[3]) Ebenda S. 459 f.

In den Werken der Stael selbst und zwar bereits in ihrem Buche „Über die Literatur" tritt der Entwickelungsgedanke stark in den Vordergrund. Natürlich nicht der Entwickelungsgedanke der Schellingschen Philosophie — die genannte Schrift erschien 1800 —, sondern er erhält bei der Idealistin sein Gepräge durch ihren unüberwindlichen Glauben an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes. Was Chateaubriand *im Namen der christlichen Religion* verlangt hatte, das fordert sie *im Namen der idealistischen Philosophie.* Die Theorie der fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit auf die *Literatur* anzuwenden, das war Zweck jenes Werkes, das für den feinen historischen Sinn der Verfasserin, der ihrem Meister Rousseau fast völlig abging, ein schönes Zeugnis ablegt.

Dem ernstlichen Bemühen der Stael um die Darstellung der Menschheitsentwickelung auf dem Wege zur Vollkommenheit hat nun wiederum ihre Cousine, die Verfasserin der „Fortschreitenden Erziehung", ihr vollstes Verständnis entgegengebracht. „Es ist doch ein schöner Gedanke, die Entwickelung des menschlichen Geistes durch die Jahrhunderte zu verfolgen, indem man jedem der großen Ereignisse und der großen Männer das besondere Verdienst zuschreibt, das ihnen bei diesen Fortschritten zukommt."[1])

Wie nun aber jedem Zeitalter, jeder Generation ihr eigentümlicher Wert und ihre eigentümliche Schönheit zukommen, so hat auch — auf das Leben des Individuums übertragen — *jede Entwickelungsstufe nicht bloß Bedeutung als Teil des Ganzen, sondern ihren besonderen, eigenen Wert.* — Den Entwickelungsgedanken auf die Erziehung des Einzelmenschen angewendet zu haben, ist im besonderen das Verdienst Rousseaus, der in seinem „Emil" die Natur des heranwachsenden Menschen in ihrem stetigen Werden, in ihren Entwickelungsstufen, darstellen will. „Damit ist der abstrakte Menschentypus der theologischen Zeiten und des Rationalismus überwunden. Von diesen Stufen gilt nun: Jedes Alter, jedes Lebensverhältnis (état) hat seine eigene Vollkommenheit, seine Reife, die ihm entspricht, seine eigene Schönheit."[2])

Von Kinderwartung und Kindererziehung war auch schon vor Rousseau die Rede gewesen; aber nur zu oft waren diese Dinge als etwas Selbstverständliches betrachtet worden, als etwas zu Naheliegendes erschienen, um zur Problemstellung Anlaß zu geben. Mit Nachdruck wird von Rousseau zum ersten Male auf den *Eigenwert der Kindheit* hingewiesen: Der Erzieher soll nicht immer an den Erwachsenen denken, der aus dem Kinde werden soll. „Die Natur will, daß Kinder Kinder sind, ehe sie Männer werden; Kinder haben ihre eigene Art zu sehen, zu denken, zu fühlen. Man muß das Kind im Kinde sehen können."[3])

[1]) Mme Necker: Notice sur le caractère a. a. O., S. LXXXII.
[2]) Paul Sakmann: Jean Jacques Rousseau. Berlin 1913. S. 78.
[3]) P. Sakmann a. a. O., S. 79.

Bekanntlich unterscheidet Rousseau vier Stufen der Entwickelung bei dem heranwachsenden Zögling:

1. Das kleine Kind (1. Buch des „Emil"),
2. Das Knabenalter (vom Sprechenkönnen bis zum 12. Jahre),
3. Das reifere Knabenalter (vom 12. bis 15. Jahre),
4. Das Jünglingsalter (15. bis 18. Jahr).

Zwischen dem 3. und 4. Alter liegt die wichtige Pubertätskrise.

„Es ist mir darum zu tun, die Ordnung und den Fortschritt unserer Gefühle und Erkenntnisse in ihrer Beziehung auf unsere geistige Struktur festzustellen."[1]) An dem guten Willen, diese seine Ansicht durchzuführen, hat es Rousseau kaum gefehlt, wohl aber an den für diesen Zweck so notwendigen *Beobachtungen und Erfahrungen.* So ist es gekommen, daß seine Forderungen gewissermaßen noch zu sehr auf dem Papiere stehen geblieben sind, und auch seine unmittelbaren Nacheiferer und Schülerinnen haben kaum Wesentliches zur Lösung des Problems beigetragen.

Frau Guizot, eine von den tüchtigeren unter seinen Nachfolgerinnen, tadelt zwar Rousseau wegen der ihm mangelnden Fähigkeit, sich in Kinderseelen hineinzuversetzen,[2]) ihr ist das aber selbst nur teilweise gelungen: Was nützt es, wenn sie in ihren Erziehungsbriefen, die sicherlich manche guten Beobachtungen und Ratschläge zur Kindererziehung bieten, gelegentlich einmal auf den Eigenwert der Jugend hinweist und die Erzieher z. B. warnt, die Gegenwart der Zukunft aufzuopfern,[3]) wenn hie und da von ihr betont wird, daß sich für das 10jährige Kind nicht schicke, was sich das sechsjährige erlauben darf?[4]) — Von einer konsequenten Durchführung des Prinzipes in dieser Schrift kann keine Rede sein. Diese Mutter scheint nichts zu wissen von dem, *was Kinder sind und was ihnen not tut,* nichts zu wissen von *den liebenswürdigen Instinkten und Freuden,* die doch gerade dieses Alter charakterisieren; wenigstens spricht sie mit keiner Silbe von der Entwickelung der heiteren Gefühle und der Fantasie. Nur immer und immer wieder *Moralpredigten* über Pflichten, Gehorsam, Strafen, Ermahnungen über das Verhalten gegen Dienstboten!

Einen ersten Versuch „experimentaler Erziehung"[5]) sollte das von der Necker mehrfach erwähnte Werk „On practical education"[6]) der Engländerin Mary Edgeworth (1767–1849) darstellen, das von einem Landsmann der Mme Necker, dem Genfer Charles Pictet, 1801 ins Französische übersetzt worden war. Dieses Buch, das starke Einflüsse Rousseaus aufweist,[7]) enthält eine Fülle feiner Beobachtungen

[1]) Émile, Édition Armand-Aubrée. Paris 1820. Tome 1ier, p. 348. Übersetzt bei
[2]) Éducation domestique a. a. O. I, S. 31. [P. Sakmann a. a. O., S. 78.
[3]) Éd. domestique I, S. 25; I, S. 154 f.
[4]) Ebenda I, S. 154 f.; I, S. 160.
[5]) Éd. progressive I, S. 80.
[6]) Edgeworth, Mary: Éducation pratique. Traduction libre de l'anglais par Ch. Pictet. Paris et Génève. 1801. 2 volumes.
[7]) Vgl. Éd. pratique I, S. 112; I, S. 125 ff.; II, S. 300.

und interessanter Beispiele, die auf eigener Erziehungserfahrung beruhen. Aber die bei der Guizot herausgehobenen Mängel finden sich bei der Engländerin in noch verstärktem Maße.

Unter den Nachfolgern Rousseaus in der französischen Pädagogik hat entschieden unsere Verfasserin *die selbständige Bedeutung der einzelnen Entwickelungsstadien im Menschheitsleben* nicht bloß am schärfsten herausgehoben, sondern auch die Forderung einer seinem Alter entsprechenden Behandlung des Zöglings zuerst konsequent durchgeführt. — Ihr Ausspruch: „Der weise Erzieher wird das Charakteristische jedes Lebensalters respektieren!“[1]) ist bei ihr keine leere Formel geblieben.

Ehe wir indes auf die „fortschreitende Erziehung“ näher eingehen, möchten wir vorher noch in aller Kürze auch die deutschen Pädagogen, die nach ihren Schriften der Frau Necker bekannt waren, in ihrer Stellung zu dem vorliegenden Problem betrachten.

Pestalozzi, dessen Institute die Schweizerin mehrfach erwähnt, dessen Methode sie aber nicht das tiefe Verständnis wie ihre Cousine entgegenbrachte,[2]) hatte auch Gefühl für die Bedeutung des Individuellen: Wie schön hat er nicht in „Lienhard und Gertrud“ in bunter Fülle die verschiedensten Dorfpersönlichkeiten vorgeführt und sie in ihren eigenartigen Zügen dargestellt! Keine farblosen Abstraktionen, sondern lauter frische, lebensvolle und lebenswahre Gestalten! — Er hat in der „Abendstunde eines Einsiedlers“, in den pädagogischen Hauptwerken, wie auch in seinen Zeitschriften (z. B. im Schweizerblatt) und Briefen immer wieder betont, daß es für ihn keine allgemeine Erziehung gibt, sondern daß sich die Erziehung nach der individuellen Lebenslage des Einzelnen zu richten habe.

Er ist auch auf die Verschiedenheit der Anlagen und Kräfte bei den Individuen und auf deren Ausnützung in Erziehung und Unterricht eingegangen, und doch hat er kein Verständnis *für den Eigenwert des Kindesalters* gehabt, in dem er noch zu sehr die Vorbereitungszeit für das Mannesalter sieht.[3])

Größeres Verständnis hat entschieden *Jean Paul,* der unter den deutschen Pädagogen der Lieblingsautor der Mme Necker zu sein scheint, der eigentümlichen Bedeutung der Kindheitsstufe entgegengebracht. Mehr vielleicht als irgend ein anderer Schriftsteller seiner Zeit hat er den natürlichen Reichtum des Individuellen in der heranwachsenden Menschheit zu würdigen gewußt. „Jean Paul sieht nicht das Kind, den Knaben, den Jüngling, sondern eine Fülle von Kindernaturen nebst ihren weiteren Entwickelungsstadien.“[4]) *Die hohe Wertung der Heiterkeit und der frohen Spiele der Jugend* bei ihm ist der beste Beleg, daß er die Kindheitsepoche nicht als bloße Vor-

[1]) Éd. pr. I, S. 78; Wangenheim I, S. 115.
[2]) Siehe unten: Das Prinzip der formalen, harmonischen Geistesbildung.
[3]) Vgl. dazu die Ausführungen Heubaums a. a. O. S. 365 ff.
[4]) W. Münch a. a. O. S. 153.

bereitungszeit für das Mannesalter betrachtet. — Und doch treten in der „Levana“ bei weitem nicht in dem Maße wie bei Rousseau die verschiedenen Stufen der Kindheit auseinander. Er spricht zwar zu Anfang von den drei ersten Lebensjahren als dem ersten Lebensabschnitt, in dem das seelische Leben ganz besonders der Wärme, d. h. der Freudigkeit bedürfe;[1]) aber nach einer Differenziierung der folgenden Altersstufen suchen wir vergeblich. Warum das nicht geschehen ist, läßt sich nicht sagen; vielleicht ist dies Versäumnis dem besonderen Charakter seiner Erziehungsschrift zuzurechnen, die weder nach Form und Aufbau, noch auch in bezug auf Vollständigkeit ein System sein wollte.[2])

Unter den der Mme Necker bekannten Autoren hat *Chr. Schwarz* die Individualisierung der Lebensalter am konsequentesten durchgeführt. Neben der „Bildung“ spielt in seiner mancherlei Schellingsche Einflüsse aufweisenden Erziehungslehre[3]) der Begriff der *Entwickelung* eine bedeutende Rolle. Wie sich je nach der in den Individuen vorherrschenden Kraft[4]) diese differenziieren, so ergeben sich auch im Entwickelungsprozeß des Einzelmenschen 3 Hauptverschiedenheiten nach der jeweilig vorherrschenden Tendenz. Schwarz unterscheidet drei Stufen:

1. Alter der vorherrschenden Empfänglichkeit, d. i. das auffassende Alter oder die Kindheit;
2. Alter der vorherrschenden Lebhaftigkeit, d. i. das spielende oder Knaben- und Mädchenalter;
3. Alter der vorherrschenden Energie, d. i. das treibende oder Jünglingsalter.[5])

Diese Reihenfolge der Entwickelungsstufen, die sich Schwarz ohne scharfbestimmte Grenzen ineinander übergehend denkt, bezeichnet *die allmähliche Entwickelung des Geistes vom Unbewußten zur Bewußtheit.* „Die Kraft durchläuft in ihrer Entwickelung von ihrem niedrigsten Zustand kontinuierlich alle Stufen bis zu ihrem höchsten: also die Menschenkraft von der Bewußtlosigkeit bis zum Selbstbewußtsein in reifer Besonnenheit.“[6]) In seiner Erziehungslehre behandelt Schwarz im 2. Band die vier ersten Lebensjahre, die er wieder in vier Unterstufen gliedert, von denen die erste bis zum Ende der ersten Lebenswoche, die zweite bis zum fünften Monat, die dritte bis zum Abschluß des ersten Lebensjahres reicht und die vierte die folgenden drei bis vier Jahre umfaßt, im 3. Band die Entwickelung vom vierten Lebensjahre bis zur Reife. Von einem Einfluß der Schwarzschen Kinderpsychologie auf die Ideen der Mme Necker kann freilich keine Rede sein, denn ihr war

---

[1]) Levana § 42.
[2]) Vgl. W. Münch a. a. O. S. 236.
[3]) Erziehungslehre. Leipzig. 1. Aufl. 1. Bd. 1802.
[4]) Sensibilität, Irritabilität, Bildungstrieb. Erziehungslehre. 1. Bd., S. 162.
[5]) Schwarz a. a. O. II, S. 142.
[6]) Schwarz a. a. O. II, S. 144.

das Werk bei der Abfassung ihrer eigenen Erziehungsschrift nur nach dem Wenigen, was Niemeyer[1]) daraus anführt, bekannt, und sie bezeichnet den „geistreichen Versuch des deutschen Schriftstellers" ausdrücklich als gänzlich verfehlt. Erst nachdem ihr von ihrem Übersetzer Wangenheim dieser Mangel an Kenntnis vorgeworfen worden war, hat sie sich genauer mit Schwarz befaßt und ist zu einem günstigeren Urteile über ihn gelangt.[2]) Das ist umso weniger verwunderlich, als das Buch doch gerade dem von ihr so lebhaft geäußerten Wunsch entsprach, *genaue und tägliche Beobachtungen an dem heranwachsenden Kinde anzustellen.* Auf den Gedankengang ihres Werkes hat die Schrift freilich nunmehr keinen Einfluss mehr haben können, und es macht sich sogar angenehm bemerkbar, wie sehr sich ihre eigenen Ausführungen von der sehr systematischen Darstellung des deutschen Pädagogen abheben, der immer und immer wieder versucht, Schlüsse und Folgerungen aus dem Verhalten des kleinen Kindes zu ziehen, die sich nicht ziehen lassen,[3]) der für alles genaue Einteilung und Untereinteilung, für alles Verhalten des Kindes ganz bestimmte Maßnahmen und Regeln hat, die das Ganze seines Werkes als ein recht gekünsteltes Unternehmen erscheinen lassen.

Wie schon der Titel ihres Buches andeutet, will Frau Necker versuchen, die Menschenseele in allen ihren Entwickelungsphasen zu verfolgen. *„Es ist in erster Linie die Entwickelung der Menschenseele, deren Umrisse zu zeichnen ich mir vorgenommen habe."* [4])

Bei ihr erhält nun der Entwickelungsgedanke sein besonderes Gepräge durch die tiefe *Religiosität,* in der wir den Grundzug ihrer geistigen Struktur erkannten. Die Vervollkommnungsfähigkeit, die Frau von Stael zunächst im Namen des philosophischen Idealismus gelehrt hatte, predigt ihre Freundin im Namen der Religion. Das irdische Dasein erscheint der frommen Christin zu allernächst als eine Vorstufe zum himmlischen Leben. Der Lebensweg durch diese Welt ist daher nur Erziehung für die andere Welt. Die Erziehung in solchem Sinne ist daher keine bloß auf die ersten Jahre des Daseins sich erstreckende Aufgabe. „Diese Erziehung muß durch das ganze Leben hindurch fortgesetzt werden, und nur die Hand, welche sie leitet, soll wechseln. Der Erziehende ist ein anderer, das Geschäft aber bleibt dasselbe, und es gibt niemand, an dem nicht von der Geburt an bis zum Tode etwas zu bessern wäre." [5])

Nach dem von Mme Necker aufgestellten Plan, die Entwickelung

---

[1]) Vgl. A. H. Niemeyer: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Halle 1810. 6. Ausgabe. I, S. 495 ff.

[2]) Vgl. Éd. pr. I, S. 81.

[3]) Schwarz will z. B. in dem lauten oder weniger lauten Schreien des Säuglings Hinweise auf einen energischen oder nachgiebigen Charakter sehen! Derartige gewagte Behauptungen enthält das Buch eine ganze Reihe. Schwarz a. a. O. II, S. 212 f., S. 344 usw.; III, S. 191 ff.

[4]) Éd. pr. I, S. 1.

[5]) Éd. pr. I, S. 6; Wangenheim I, S. 7.

der Menschenseele in allen ihren Entwickelungsphasen zu zeichnen, wäre nun an sich noch kein Anlaß gegeben, der ersten Entwickelungsstufe — der Kindheit — in dieser Darstellung einen breiteren Raum zu gönnen als den späteren Lebensepochen. Sie selbst gesteht zu, daß sie tatsächlich die Kinderjahre zunächst schnell habe übergehen wollen, daß sich ihre Absicht zuerst mehr auf Festlegung der Endergebnisse des Lebens als auf die Darstellung der Vorbereitungsstufe für das Leben gerichtet habe.[1]) Und doch ist es anders gekommen: Die Verfasserin hat bald gemerkt, daß gerade der erste Teil des Menschenlebens von den Schriftstellern bisher viel zu wenig behandelt worden ist, als daß sie über dieses nahezu unangebaute Feld so rasch hinweggehen könnte. „Die Denker haben die ganz kleinen Kinder fast garnicht ins Auge gefaßt; diejenigen, welche die Erziehung zur Berufssache machen, haben solche Kinder noch nicht unter ihrer Aufsicht, und wenn sie ihre Arbeit beginnen, so betrachten sie den künftigen Zögling wie einen rohen Stoff, der seinen Wert erst durch ihre Hände erhalten soll. *Sie sehen in ihm nichts als einen Unwissenden, den sie unterrichten sollen, ohne zu bedenken, daß das Kind,* um es bis dahin bringen zu können, wo es eines begriffsmäßigen Unterrichtes fähig wird, *auf eine ganz andere Weise begabt sein müsse, als ein erwachsener Mensch.*“[2])

Nun hatte der gelehrte und doch so gemütvolle Vater der frommen Frau sich nicht umsonst bemüht, die ihm eigene Begeisterung für die Schönheit der Natur einerseits und die tiefe Gründlichkeit bei der naturwissenschaftlichen Beobachtung andererseits tief in die Seele seiner Tochter hineinzupflanzen. Sie hat diese Liebe und diese Exaktheit auf das ihr eigene Gebiet der Kindesforschung übertragen. Viel — so meint sie — ist bisher gerade hierbei versäumt worden: Allenthalben hat man in den exakten Wissenschaften eine bewundernswerte Zähigkeit an den Tag gelegt, die Kindesseele aber hat man noch nie methodisch erforscht. Das wichtigste Problem von allen ist gerade das, dem man am wenigsten Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Ausdauer zugewendet hat. — Wieviele Leute mühen sich nicht Tag und Nacht, die Prophezeiungen der Astronomen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen! Wie viele andere führen nicht genau Register über Regen, Wind und Temperatur! *Aber noch hat es kein Vater für nötig gehalten, die Fortschritte seines eigenen Kindes sorgfältig zu registrieren.* Welche Unsicherheit herrscht selbst noch auf dem Gebiete der physischen Entwickelung, die doch am unmittelbarsten den Naturforschern sich aufdrängen müßte.[3]) „Wird man je dahin gelangen, die Erziehung wissenschaftlich zu begründen, d. h. werden wir,

[1]) Wangenheim I, S. X (Vorwort der Verfasserin. Dieses Vorwort findet sich in der mir vorliegenden 9. Auflage der „Éducation Progressive“ nicht).
[2]) Ebenda S. XI.
[3]) Éd. pr. I, S. 80 f.

wenn einmal die Tatsachen im Leben des Kindes methodisch geordnet und gewürdigt sein werden, je zu sicheren Resultaten kommen? Ich weiß es nicht, glaube aber, daß jedenfalls die Grenzen der Ungewißheit sich enger zusammenziehen lassen." [1])

Am allerbesten kann *die Mutter* genaue und fortgehende Beobachtungen an ihren heranwachsenden Kindern anstellen. Ihre Stellung wie ihre besonderen Fähigkeiten lassen sie zu dieser Aufgabe vor allem geeignet erscheinen. Sie müßte über die Entwickelung der Kleinen eingehend Tagebuch führen, etwa in der Weise, wie es in dem als „Annales d'Éducation" bezeichneten Erziehungsjournal geschehen ist.[2]) Mehr noch aber als in diesem ersten Versuche geschehen ist, müßte dem Werden des Kindes *nach allen Seiten hin* Rechnung getragen werden. „Die Worte, die Vorstellungen und Begriffe, die Kenntnisse, die Gefühle, die Willensrichtungen, kurz alles, was sich entwickelt oder erwirbt, müßte darin eingetragen werden, damit man die ersten Spuren der guten und schlimmen Eigenschaften und so zugleich ihren Ursprung entdecken könnte." [3])

Dasselbe Verfahren müßte auch in den öffentlichen Erziehungsanstalten eingeführt werden. Wenn solche auf modernen Grundsätzen errichtete Institute, wie die Pestalozzis, Fellenbergs und des Père Girard,[4]) in größerer Anzahl vorhanden sein werden, wird manche wichtige Frage sich klären lassen. Auch die Findelhäuser der Großstädte müßten für Veröffentlichungen wertvolles Material liefern können.[5])

Sie selbst will nun den um die Entwickelung ihrer Kinder besorgten Müttern ein Beispiel geben: Ihr Buch will zunächst lediglich Beobachtungen bieten, die aus der Erfahrung der Verfasserin herausgewachsen sind. Ihre eigenen Kinder hat sie sorgfältig studiert, ohne zunächst daran zu denken, das Beobachtete zu veröffentlichen, ohne sich auch bewußt zu sein, daß sie mit der Darstellung der Seelenentwickelung ihrer eigenen Kinder die Entwickelung *der Kindesseele überhaupt* festgehalten hatte. „Ich hatte *meine* Kinder studiert, ohne zu glauben, daß ich *die* Kinder studiert hätte, und alle meine Beobachtungen schienen mir nur individuell zu sein." [6]) Erst allmählich und durch wiederholte Bestätigung der gleichen Beobachtungen ist die Verfasserin zu der Überzeugung gekommen, daß „in der steten Wiederkehr gleicher Erscheinungen, welche die Kindheit unserm Blicke vorführt, sich die *Wirkung allgemeiner Naturgesetze* geltend machen müsse." [7])

[1]) Éd. pr. I, S. 85; Wangenheim I, S. 128.

[2]) Auf diese bereits 1811—1813 in Briefform erscheinenden „Annalen" ihres Gatten gründen sich die 1826 erschienenen „Erziehungsbriefe" der Mme Guizot.

[3]) Éd. pr. I, S. 86 f.; Wangenheim I, S. 130. [(Vgl. L'éduc. progr. I, S. 86.)

[4]) Jean Baptiste Girard, genannt Père Grégoire (1765—1857), war Direktor der Primärschulen seiner Vaterstadt Freiburg.

[5]) Éd. pr. I, S. 88 ff.

[6]) Wangenheim I, Vorrede der Mme Necker, S. XI f.

[7]) Ebenda.

Allgemeine Naturgesetze walten auch in der Entwickelung der Menschheit und des Einzelmenschen: Nicht umsonst führt die Naturforscherin so gerne Worte Herders[1]) an; für sie ist wie für die von ihrer Zeit vertretene Naturauffassung der Mensch ein Organismus, in dem lebendige und selbsttätige Kräfte, die gerade das Charakteristische des Organismus ausmachen, zur Entfaltung drängen, nur daß sich der Mensch von den niederen Organismen dadurch scheidet, daß er *einen freien Willen* zu eigen hat.

Die unendliche Entwickelung nun, deren die lebendig schaffenden Kräfte in der Natur wie im Menschen fähig sind, ist der frommen Betrachterin der Natur der beste Beleg für das Walten *eines höheren, unendlichen Geistes* über der Materie.[2])

Alle Entwickelung des Menschen dient der Vervollkommnung; das irdische Leben ist Vorbereitung für das himmlische Leben, so glaubt die fromme Christin. Und doch ist der Frau, die ein so feines Verständnis für die Bedeutung des Individuellen an den Tag gelegt hat, der selbständige, eigene Wert, die besondere und eigentümliche Schönheit der einzelnen Entwickelungsphasen des Menschen nicht entgangen. Immer wieder weist die scharfe Beobachterin darauf hin, daß es ein Grundfehler der Erzieher sei, *als selbstverständlich anzunehmen, daß die geistige Struktur des Kindes von der des Erwachsenen nicht verschieden sei, daß in seinem Kopfe alles genau so vor sich gehe, wie in dem unseren.*[3]) Immer wieder mahnt sie: „Wir müssen das Kind zunächst so behandeln, wie es ist, wie es seiner wirklichen Konstitution entspricht; erst in zweiter Linie müssen wir daran denken, daß ein Erwachsener aus ihm zu bilden ist.“[4])

Frommer christlicher Sinn und feines Empfinden für das Individuelle vereinen sich in dieser gemütvollen Frau zu einem schönen, innigen Bunde. Und je länger man ihr Werk betrachtet, umsomehr erscheinen diese beiden Seiten ihres Wesens ausgeglichen.[5])

In dem ersten Teile ihres Buches nun geht die Verfasserin auf das Werden des Kindes von der Geburt bis zum 14. Lebensjahre ein, im zweiten Teile (Étude de la Vie des Femmes) schildert sie die Entfaltung der weiblichen Seele und verfolgt diese noch lange über die Jugendentwickelung hinaus.

In der Entwickelung des Kindes unterscheidet sie die erste Kindheit (1.—5. Jahr), die nochmals gegliedert wird in die Epoche der ersten beiden Lebensjahre und die Epoche vom 3.—5. Jahre; in der zweiten Kindheitsperiode (vom 5.—14. Jahre) macht sie drei kleinere Abschnitte: bis zum 7., 10., 14. Jahre.

---

[1]) Éd. pr. I, S. 91; II, S. 140 usw.
[2]) Éd. pr. I, S. 301.
[3]) Vgl. Éd. pr. I, S. 118; I, S. 249.
[4]) Éd. pr. II, S. 43.
[5]) Mir erscheint darum Sallwürks Urteil zu hart, welcher findet, daß sie das Kleine im Leben zu wenig beachtet und ihr Blick sich immer wieder von der zeitlichen auf die ewige Welt erhoben habe. (Vgl. Sallwürk a. a. O., S. 382 f.)

Die erste Entwickelungsphase ist *die Zeit der vorherrschenden Instinkte* und des noch sehr gering entwickelten Verstandes: die Gedanken des Kindes wickeln sich innerlich nicht an Worten ab, sondern es lebt ein Leben der verschiedensten Triebe, Empfindungen, Gefühle, Bilder. Die Sprache dient ihm nur zum Verkehr mit der Umgebung. — Die Zeit vom 5. bis 12. Jahre ist die Zeit, wo die Instinkte in dem Verhältnisse abnehmen, wie die geistigen Fähigkeiten zunehmen.[1])

Die erste Kindheit.

(Die ersten 5 Lebensjahre.)

Die Untersuchung der Kindesseele bietet dem Forscher ungeheure Schwierigkeiten — dessen ist sich Frau Necker völlig bewußt — zumal in den ersten Wochen, wo sich die seelische Entwickelung in den dunkelsten Tiefen des jungen Organismus vollzieht, in die das Auge des Beobachters kaum blicken kann. Und selbst in den späteren Wochen sind die Seelenvorgänge nicht leichter zu fassen, weil sie unablässig wechseln und sich verändern. Wie kann der Kinderpsycholog die Hemmnisse, die dem Beobachtungsverfahren entgegentreten, überwinden? Hören wir Frau Neckers Antwort: „Es bedarf der ganzen Hingebung eines weiblichen Geistes, um diesen beweglichen Wesen in ihren fortwährenden Veränderungen folgen zu können. In den jungen Seelen ist alles so flüchtig und unbestimmt, daß den Beobachter, der ihre wechselvollen Züge festhalten möchte, bald eine Art Schwindel erfassen würde. Beobachtung allein führt hier nicht zum Ziele; wenn du nicht eine *lebendige und bewegliche Einbildungskraft* dein eigen nennst, die sich in eine fremde Konstitution hineinversetzen und doch zugleich die eigene festhalten kann, wirst du nie diese jungen Geschöpfe kennen lernen. *Überdies muß man sie lieben, um sie zu verstehen,* und man versteht sie viel weniger mit dem *Verstande* als mit dem *Herzen.*“[2])

Wer mit so heiligem Ernste und inniger Liebe an seine Aufgabe herantritt, dem muß sich die junge Seele besonders rein und schön erschließen. Aber was ist denn diese junge Seele überhaupt? Für die Idealistin konnte sie nicht eine erst zu beschreibende leere Tafel sein; die Hypothese von der trägen, jeder eigenen Regung unfähigen und durch Sinnesempfindungen allein erfüllten Seele der Sensualisten hatte sie nie gebilligt. Sie schreibt vielmehr der Seele des Neugeborenen *eine gewisse Anzahl angeborener Kräfte und Fähigkeiten* zu, die nur auf ihre Entfaltung warten[3]): Da schlummern vor allem im Kinde die Instinkte der Bewegung, Nachahmung, Sympathie, Tätigkeit, Bewunderung. Daneben aber sind wenigstens

[1]) Vgl. Vorrede der Verfasserin S. VIII f. (Wangenheim).

[2]) Éd. pr. I, S. 86. Vgl. dazu Sterns Ausführungen über die „Einfühlung“. Differentielle Psychologie. Leipzig 1911. Kap. III.

[3]) Éd. pr. I, S. 98; I, S. 176.

keimartig die Ideen von Gott,[1]) der Unendlichkeit[2]) und Schönheit[3]) vorhanden.

Aber — und damit sehen wir sie im Grunde die Resultate des Sensualismus bis zu gewissem Grade doch übernehmen —: Die junge Seele ist keineswegs von Anbeginn *fertig* und im Besitze *aller* ihrer Eigenschaften. Vielmehr hält Frau Necker daran fest, daß sich die geistige Entwickelung des Neugeborenen so ziemlich vom Nullpunkt an allmählich vollzieht. *Das Bewußte wird also durch das Unbewußte vorbereitet:* „Erst allmählich durchdringt der Verstand die Wolke, die ihn verhüllt."[4])

Verfolgen wir nun an der Hand der Beobachterin dieses allmähliche Dämmern des jungen Geistes! „Der Schmerz führt den Menschen in diese Welt ein ... Eine Menge lärmender Empfindungen bestürmen die Seele bei ihrem Eintritt. Die Luft erzwingt sich wie ein reißender Strom den Zugang zu den Lungen und reizt sie; das Licht blendet seine empfindlichen Augen durch den dünnen Schleier, der sie bedeckt... Leid, Betäubung, Schwindel ist es, was der Seele der geheimnisvolle Augenblick bringt, der sie in den Strudel des Lebens stürzt; bald aber entreißt sie ein ruhiger Schlaf den Eindrücken, denen sie noch nicht gewachsen ist."[5]) Man braucht kaum mit Compayré in dieser Darstellung der ersten Stunden des Säuglings eine übertrieben düstere Schilderung und einen parteiischen Pessimismus zu sehen.[6]) Haben doch auch spätere Kinderpsychologen die schmerzliche Seite des ersten Daseins wiederholt betont.[7])

Instinktiv folgen die Augen des Neugeborenen nach etwa 8 Tagen dem Lichte.[8]) Ein ungewohntes Geräusch ruft etwa um dieselbe Zeit ein Zittern seines Körpers hervor: das Kind beginnt zu hören. Noch vergehen aber Monate bei ihm bis zur Erkenntnis, daß die von ihm wahrgenommenen Gegenstände mit denen identisch sind, die es berührt, ehe es Anstrengungen macht, die Händchen nach ihnen zu strecken oder ihre Berührung zu meiden.[9]) *Das Greifen* ist also nach Frau Neckers Meinung *keine instinktmäßige Bewegung,* sondern wird erst durch *monatelange Erfahrung erworben.*[10]) Das

[1]) Éd. pr. I, S. 210.
[2]) Ebenda S. 97.
[3]) Ebenda S. 248.
[4]) Ebenda S. 137.
[5]) Ebenda S. 92.
[6]) G. Compayré: Die Entwickelung der Kindesseele. Übersetzt von Chr. Ufer. Altenburg 1900. S. 43.
[7]) Vgl. Sigismund: Kind und Welt. Hrsg. von Chr. Ufer. Braunschweig 1897. S. 4; ebenso Bernard Perez: Die Anfänge des kindlichen Seelenlebens. Übersetzt von Ufer. 2. Aufl. Langensalza 1902. S. 10, und W. Stern: Psychologie der frühen Kindheit. Leipzig 1914. S. 77.
[8]) Éd. pr. I, S. 93.
[9]) Éd. pr. I, S. 94.
[10]) Diese Behauptung der Mme Necker wird von Compayré scharf zurückgewiesen; dieser nimmt an, daß das Greifen sich spontan vollziehe (Compayré a. a. O. S. 70). Vgl. dagegen Preyer: Die Seele des Kindes. 6. Aufl. Leipzig 1905. S. 154—158.

Kind täuscht sich also zunächst noch sehr in der Entfernung,[1]) und erst durch häufige Wiederholung dieses „Spiels“ wird es geschickter; mit 7 bis 8 Monaten greift es mit Sicherheit zu.[2])

Die am frühesten gebrauchten Tastorgane glaubt Frau Necker in den Lippen und im Zahnfleisch sehen zu müssen, weil das Kind lange vor dem Greifen mit der Hand den Gegenständen, die es berühren will, sich mit dem *Munde* nähert; auch die Gewohnheit der Kleinen, alles in den Mund zu nehmen, will Frau Necker darauf zurückführen.[3])

Das kleine Kind ist anfangs viel hilfloser als das junge Tier, als das Hühnchen z. B., „das man gleich, nachdem es die Schale des Eies durchbrochen, laufen, die Erde aufkratzen und das unter den Sand gemischte Körnchen unterscheiden und aufpicken sieht.“[4]) Die Durchführung dieser Parallele zwischen der ersten Entwickelung des Kindes und der des jungen Tieres zeigt uns wieder, daß die Idealistin doch in mancher Hinsicht von den Theorien der Condillac und Bonnet gar nicht so weit entfernt ist, indem sie die Intelligenz auch in den bescheidensten Formen beim kleinen Kinde leugnet.

„Es dauert gewöhnlich eine geraume Zeit, ehe sich die Seele beim Neugeborenen zu erkennen gibt.“[5]) Erst dann überschreitet eigentlich der Säugling die Schwelle des Lebens, erst dann verrät sich der künftige Mensch im Kinde, wenn *die Sinneseindrücke* bei ihm nicht mehr *isoliert* wirken, wenn „der Gesichtssinn zusammen mit dem Tastsinn ihm die Anschauung eines bestimmten Objektes vermittelt, wenn es weiß, *die Eindrücke auf ihre Ursachen zurückzuführen:* Die äußere Welt erscheint ihm in ihrer wirklichen Gestalt, und von da ab macht seine geistige Entwickelung rasche Fortschritte; denn schon haben bei ihm *die ersten Sprechversuche* eingesetzt.“[6])

Sehr zeitig beobachtet Frau Necker beim Kinde *lautliche Ausdrucksbewegungen.* Die ersten Stimmäußerungen — zunächst das Schreien und dann beim sechswöchigen Kinde das Lallen — geschehen ganz *spontan.* Es sind keine absichtlichen oder Willensäußerungen, vielmehr unwillkürliche (instinktive) Tätigkeiten, in denen sich noch keine Spur von Intelligenz entdecken läßt.[7]) Die ersten Stimmäußerungen dienen dazu, unangenehme Empfindungen

---

[1]) Frau Necker hält es für wahrscheinlich, daß dem Kinde — wie dem von Cheselden operierten Blindgeborenen — die Gegenstände zuerst in Berührung mit der Netzhaut erscheinen (I, S. 93).

[2]) Éd. pr. I, S. 99.

[3]) Ebenda. Frau N. hat also lange vor *Miss Shinn* die Behauptung aufgestellt, daß der Mund früher Greiforgan sei als die Hand. Vgl. M. W. Shinn: Körperliche und geistige Entwickelung eines Kindes. Hrsg. von Glabbach-Weber. Langensalza 1905. S. 471.

[4]) Éd. pr. I, S. 94; Wangenheim I, S. 148.

[5]) Éd. pr. I, S. 93.

[6]) Éd. pr. I, S. 99.

[7]) Ebenda.

zum Ausdruck zu bringen.[1]) Frau Necker sagt: Die wahre Sprache des Kindes ist sein Geschrei. Es schreit zunächst ohne Absicht, indem es irgend einem Gesetze gehorcht, das uns auf diese Weise unserem Schmerz Luft machen heißt. Aber wenn sein Schmerz mehrmals auf diese Art gelindert wurde und der lautliche Ausdruck sich mit der Vorstellung der nahenden Abhilfe zu assoziieren beginnt, dann wird sein Geschrei zum Rufe: das Kind tritt in das eigentliche Sprachstadium ein."[2])

Das sechswöchige Kind — bei dem Frau Necker auch schon das *Lächeln* feststellt[3]) — läßt als *erste Lustäußerungen* ein leises, sanftes *Lallen* vernehmen, sobald es gesättigt und in zufriedener Ruhe im Bettchen liegt. Anfangs sehr undeutlich und verworren, wird dieses spontane Gemurmel immer artikulierter. „Es wird zu einer wirklichen Übung der Stimme, ein Gezwitscher und Geplauder, an dem das Kind seine wahre Freude und Unterhaltung hat.[4]) Oft plaudert das Kind mit leblosen Gegenständen, die es von den Lebewesen nicht unterscheidet; denn es meint oft Leben wahrzunehmen, wo keines ist, verkennt aber das Leben nie, wo solches ist. Bald spricht es zu einem glänzenden Metallknopf, bald zu einem hellbeleuchteten Glas; es scheint ihnen sagen zu wollen, daß sie hübsch sind und ihm Freude machen .... Und zuweilen stößt es ein kurzes und durchdringendes Freudengeschrei aus, um sozusagen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Indessen ist dies noch keine Sprache im eigentlichen Sinn, falls man hierunter ein absichtlich gewähltes Mittel versteht, auf andere einen bestimmten Einfluß auszuüben. Das Kind fordert nichts, es ruft nicht, es erwartet keinerlei Wirkung von seiner Musik."[5])

Als *erste artikulierte Lalläußerungen* hat Frau Necker beim 7—8 monatlichen Kinde *gleichlautende Doppelsilben* festgestellt, die es oft in längerer Reihenfolge höchst beharrlich, und ohne ihnen einen Sinn beizulegen, wiederholt (papa, mama, dada). Aus diesen Lallsilben werden die ersten sinnvollen Wörter der Kindersprache, sobald sie das Kind in der Folgezeit mit der Vorstellung bestimmter Objekte assoziiert. Das geschieht aber, so behauptet Frau Necker, erst auf das Beispiel seiner Erzieher hin.[6])

Diese letzte Bemerkung zeigt, welche Stellung Frau Necker zu dem wichtigen Problem nimmt, das die Kinderpsychologen von der Zeit Rousseaus bis in unsere Tage immer wieder von neuem beschäftigt hat: *Wird die Kindersprache vom Kinde spontan er-*

[1]) oder: um mit Stern zu reden: „zur Entladung von Unlustaffekten." Monographien über die seel. Entwickelung des Kindes. Von Clara u. William Stern. I. Die Kindersprache. Lpz. 1907. S. 144.

[2]) Éd. pr. I, S. 100.

[3]) Éd. pr. I, S. 99.

[4]) Vgl. C. u. W. Stern a. a. O. S. 148. „Das Kind treibt ein selbstzweckliches und spontanes Spiel mit seinen Sprachorganen."

[5]) Éd. pr. I, S. 100.

[6]) Éd. pr. I, S. 101.

funden, oder beruht sie auf Nachahmung? Rousseau hatte gesagt: „Die Kinder geben euch ihre Worte, bevor sie die eurigen erhalten.“[1]) Frau Necker dagegen, die zwar eine Stellungnahme zur Frage nach dem Ursprung der menschlichen Sprache ablehnt, glaubt wenigstens für die Kindersprache behaupten zu können, daß diese in ihren ersten Anfängen auf *Nachahmung* beruhe. „Das Kind erfindet die Worte nicht von selbst, sondern wiederholt nur, so gut es eben gehen will, die Worte, die es von anderen hat aussprechen hören, und es bezeichnet nicht einmal ein Tier nach dessen Geschrei, wenn ihm dieses Geschrei nicht vorgemacht wurde.“[2])

Recht beachtenswert ist nun das Bestreben der Frau Necker, den Wortschatz des Kindes in seiner allmählichen Entwickelung und Bereicherung zu erforschen.

Außerordentlich zeitig, sozusagen in einem *vorsprachlichen Stadium,* treten die *Interjektionen* auf. Diese primitiven Sprachäußerungen sind nicht spezifisch menschlich; Frau Necker findet in ihnen Spuren der *tierischen* Sprache.[3]) Erstaunlich geschickt weiß das Kind mit ihnen umzugehen, und es wird kaum in seinen Affektäußerungen das „Oh!“ der Enttäuschung mit dem „Ah!“ freudiger Überraschung verwechseln.[4])

Geben den Interjektionen der sprachlichen Vorstufe *Gefühls- und Willenszustände* ihren Inhalt, so kommen bei den im eigentlichen Sprachstadium auftretenden Wortarten hauptsächlich die *Sinneswahrnehmungen* hierfür in Frage. — In dem Prozeß der Sprachentwickelung des Kindes stellt die Verfasserin einen *Fortschritt vom Konkreten zum Abstrakten* fest: zuerst benennt das Kind Personen und besonders auffällige Dinge seiner Umgebung.[5]) Durch das öftere Zeigen desselben Gegenstandes, wobei er immer mit denselben Lauten benannt wird, erweckt er bald die Vorstellung des Wortes und das Wort die des Gegenstandes. — Später als die Substantive wird der *Gebrauch der Verben* vom Kinde erlernt, da es ihm schwerer wird, ein Lautzeichen mit etwas Abstraktem zu verbinden. Sagt es doch: „Gehe!“ meist in dem Augenblick, wo man noch nicht geht.[6]) Die Verben gebraucht das Kind zuerst im *Infinitiv.* Da es von den Tempora noch keine Ahnung hat und die Pronomina ziemlich spät erwirbt, beschränkt es sich zunächst auf die *unflektierte Sprechweise.* Ungebildete Völker, wie die Neger, gelangen überhaupt über dieses Stadium nie hinaus.[7]) Wir sehen, Frau Necker sucht bereits Parallelen zwischen der Sprachentwickelung des Kindes und der der Menschheit festzustellen, wie

[1]) Rousseau: Emil a. a. O. Buch I, Abs. 146.
[2]) Von den neueren Psychologen nehmen diesen Standpunkt im ganzen besonders Preyer, Wundt, Meumann, Idelberger ein.
[3]) Éd. pr. I, S. 141.
[4]) Ebenda.
[5]) Ebenda S. 137 f.
[6]) Éd. pr. I, S. 138; Wangenheim I, S. 213.
[7]) Éd. pr. I, S. 138.

sie auch von neueren Kinderpsychologen immer wieder gezogen worden sind. — Mit dem Gebrauch der Verben geht bei den Kleinen das Verständnis für den Gebrauch von *ja* und *nein* Hand in Hand. Bemerkenswert ist die Erklärung der Verfasserin hierfür: *Diese Adverbien sind zunächst immer rein volitional.* „Sie bezeichnen den Akt des Annehmens oder Zurückweisens und werden dadurch zu Verben: nämlich velle und nolle, wollen und nicht wollen.“ [1]) Frau Necker glaubt nun beobachtet zu haben, daß das Kind häufiger nein als ja sage, und sie begründet das in origineller Weise, indem sie behauptet: „Das Nein drückt seine Abneigung in Worten aus, während, sobald ihm der dargebotene Gegenstand angenehm erscheint, es sich beeilt zuzugreifen, und zwar so rasch, daß es zum Reden keine Zeit hat.“ [2])

Von den Adjektiven lernt das Kind sehr früh „hübsch“ und „schön“ gebrauchen, solche also, die einen starken Gefühlswert in sich schließen, oder, um mit Frau Necker zu reden, „die zur Bezeichnung besonders lebhafter Sinneseindrücke dienen.“ [3])

Demnach sind *Substantiv, Verb* und *Adjektiv* die Wortarten, deren sich der Mensch am frühesten bedient.[4]) Einen tiefen Sinn birgt diese Tatsache für unsere Verfasserin. Diese Wortarten sind tatsächlich „der Stoff und gleichsam der Kern der Rede. Sie bringen die großen Interessengruppen der Menschenseele zum Ausdruck: Die äußeren Gegenstände durch Nomina zu bezeichnen, ihre eigenen Gefühle durch Adjektive zu bestimmen und schließlich ihre Entschließungen durch die Verben kundzugeben; darin liegt der ganze Mensch, sein *Erkennen, Fühlen* und *Wollen.*“ [5])

Diese drei Wortklassen reiht das Kind im Satze aneinander, ohne sie durch Pronomen, Artikel, Kopula usw., deren Gebrauch ihm noch fremd ist, zu verknüpfen. Als z. B. ein von Mme Necker beobachtetes ein bis zwei Jahre altes Kind seine Eltern am Kaminfeuer sitzen sah, sagte es sofort: „Papa, Mama, heiß.“ [6])

Die übrigen Wortklassen — Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien usw. — scheint das Kind anfangs noch nicht aus dem gehörten Satzganzen loslösen zu können. Es nimmt dieses öfter als einen *Wortkomplex* auf, dessen Sinn es errät, weil ihm einige seiner Bestandteile bekannt sind, den es aber noch nicht in alle seine Elemente zerlegt.[7]) Zuweilen wird das Kind die Bedeutung des Gehörten auch aus den *Gebärden* des Sprechenden absehen.

[1]) Éd. pr. I, S. 138.

[2]) Ebenda. Vgl. dazu Stern a. a. O., S. 208: „Das Nein des Kindes ist zuerst nur Abwehr des Nichtgewollten, erst viel später Konstatierung des Nichtseienden.“

[3]) Éd. pr. I, S. 138.

[4]) Bekanntlich halten an dieser Reihenfolge der Wortarten auch unsere neueren Forscher fest. Vgl. Preyer a. a. O., S. 361 ff. und besonders Stern a. a. O., S. 212—216. Dieser unterscheidet 4 Stadien der Sprachentwickelung beim Kinde: 1. Substanzstadium, 2. Aktionsstadium, 3. Relationsstadium, 4. Qualitätsstadium.

[5]) Éd. pr. I, S. 139.

[6]) Ebenda.

[7]) Éd. pr. I, S. 139 f.

„Wenn man also beispielsweise dem Kinde die Hand entgegenstreckt und ihm sagt: Willst du in den Garten *mit mir?*, so wird es wiederholen: Ja, ja, in den Garten *mit mir*. Die Geste und das Wort Garten reichen zum Verständnis aus. Wenn man ihm dagegen mit einer Gebärde der Abwehr sagt: Ich gehe in den Garten *ohne dich*, wird es weinend wiederholen: nein, *nicht ohne dich*. Man sieht daraus, daß das Kind, ohne jedem Wort einen Sinn beizumessen, sehr wohl das Satzganze in seiner Bedeutung erfaßt.“ [1])

Die meisten Schwierigkeiten bereiten dem Kinde die *persönlichen Pronomina*, besonders das der ersten Person. Das Kind findet dieses Wort beständig auf eine andere Person angewendet, weil es sich immer nur gerade auf die bezieht, die von ihm Gebrauch macht. Das Wörtchen „ich“ wird also auch nie gebraucht, wenn man zum Kinde von ihm selbst redet. Es fällt ihm daher auch nicht ein, sich desselben zu bedienen. „Wenn es seine eigene Person meint, betrachtet es diese sozusagen von außen und spricht von ihr wie von jemand anderem, indem es sich bei seinem Namen nennt: Albert geben! Albert führen! sind die Worte, die es anwendet. Ich habe gehört, wie ein Kind, das man duzte, sich immer des Pronomens „du“ bediente, wenn es von sich selbst sprach. Es wäre sehr interessant, das erste Auftreten des Wortes „ich“ in der Sprache des Kindes festzustellen.“ [2])

Bei der Entwickelung der Sprachfertigkeit kommt dem *Nachahmungstrieb* der allgemeine *Trieb nach Tätigkeit* beim Kinde vorteilhaft zu Hilfe. Wenn es einmal in der Erlernung der Sprache die ersten Schritte getan, dann schreitet das Kind mit reißender Schnelligkeit fort. „Mit jedem Tage bedient es sich neuer Ausdrücke, versucht es sich in längeren Sätzen; das Vergnügen, welches es am Sprechen findet, ist unerschöpflich. Wenn es irgend etwas sieht, was ihm gefällt, so wiederholt es mit einer inneren Befriedigung, von welcher wir gar keinen Begriff haben, zwanzigmal, daß es dieses Etwas sieht. Es erzählt sich selbst, was ihm auffällt. Daß es imstande ist, in dieser Weise den Eindruck, den es erhalten, in sich zu verlängern, entzückt sein Herz, und ein freudiger Stolz strahlt aus seinen Augen.“ [3])

Dieser Tätigkeitstrieb ist auch von höchstem Werte für die bei Mme Necker schon im frühesten Kindesalter einsetzende *Verstandesbildung*, bei der es sich zunächst natürlich nur um vorbereitende Übungen handelt. Zu flüchtige Eindrücke sind festzuhalten, indem man das Interesse des Kindes darauf hinlenkt. —

[1]) Éd. pr. I, S. 140. Vgl. dazu Stern a. a. O., S. 182.

[2]) Éd. pr. I, S. 140 f. Daß die Kinderpsychologen sich immer wieder mit diesem Problem befaßt haben, zeigt u. a. die Sternsche Tabelle über das Auftreten der Selbstbezeichnung durch Namen bezw. Pronomen beim Kinde. Freilich ergibt sich aus dieser Statistik auch, daß nicht immer notwendig der Name des Kindes vor dem Pronomen der 1. Person auftritt; so z. B. nicht bei Sterns jüngeren Kindern. Stern a. a. O., S. 243.

[3]) Éd. pr. I, S. 147; Wangenheim I, S. 225.

Sobald die Aufmerksamkeit durch einen Gegenstand gefesselt wird, hüte man sich, das Kind davon abzulenken; denn alles, was sein Interesse erregt, dient seiner Entwickelung.[1]) In der ersten Kindheitsepoche — und auch teilweise noch in der zweiten — geschehen die geistigen Erwerbungen meist *ohne Hinzutreten des Willens*. „In ungezwungenem Betrachten, Handeln, Zuhören und Antworten entwickelt sich das Kind am meisten.“ [2]) Da die Aufmerksamkeit bei ihrem Erwachen unwillkürlich ist, kann eine einzige Vorstellung, wenn sie nur lebhaft genug ist, den Geist völlig einnehmen und das Eindringen anderer Vorstellungen verhindern. So kann eine angenehme Musik oder ein auffälliger Gegenstand jeden anderen Eindruck beim Kinde aufheben. Der Erzieher hat nur für die nötige Ruhe um das Kind herum zu sorgen, damit die Sinneseindrücke genügend klar und deutlich werden. „Jeden Gegenstand aus dem ihn umgebenden Nebel heraustreten zu lassen, darin besteht die Aufgabe der Erziehung im ersten Kindesalter. Das Universum erscheint dem Kinde — wie dem Tiere — als ein einziges Ganze; dieses mit Hilfe der Aufmerksamkeit in seine Teile aufzulösen und diese jeden für sich der Betrachtung hinstellen, darum handelt es sich jetzt.“ [3])

Bei der Erforschung der intellektuellen Fähigkeiten des Kindes auf der ersten Entwickelungsstufe befaßt sich nun Frau Necker mit einem Problem, das auch den Kinderpsychologen unserer Tage immer wieder zu denken gegeben hat: *Enthalten die ersten Worte des Kindes schon logische Begriffe, und welcher Art sind diese?* Nach Frau Neckers Meinung kann von *Begriffsbildungen* in den ersten Sprachäußerungen nicht die Rede sein.[4]) Sie warnt ausdrücklich, den Kleinen die Fähigkeit zu logischem Abstrahieren zuzuschreiben. „Zur Heraushebung und Ablösung bestimmter Merkmale — zur Abstraktion — scheint mir das Kind nicht fähig. Sobald es sich mit einiger Leichtigkeit ausdrücken kann, wird man aus der großen Anzahl und der besonderen Art seiner Assoziationen erkennen, daß es sich eher dem Dichter nähert als dem Analytiker.“ [5])

Vor allem fehlt ihm die wichtige Erkenntnis, die für alle sprachliche Begriffsbildung die Voraussetzung darstellt: daß *jedes Wort nur immer ein und dieselbe Bedeutung* habe. — Erst durch lange Übung gelangt das Kind zu der wertvollen Entdeckung, daß jedem Gegenstande sein besonderes Zeichen zukommt.[6])

Wenn daher das Kind den Namen z. B. des Hundes auch auf andere Tiere derselben Gattung überträgt,[7]) so hat es nicht etwa

[1]) Éd. pr. I, S. 104.
[2]) Ebenda II, S. 2.
[3]) Ebenda II, S. 4.
[4]) Vgl. W. Stern: Psychologie der frühen Kindheit. Leipzig 1914. S. 96: „Die Sprachanfänge sind noch durchaus .... prälogisch.“
[5]) Éd. pr. I, S. 142.
[6]) Ebenda S. 144.
[7]) Ebenda S. 141.

eine bewußte Vergleichung und Verallgemeinerung vorgenommen, vielmehr wirkt hier ein unbestimmtes, wohl fast unbewußtes Bekanntheitsgefühl mit. „Das Kind sagt weder, daß der Gegenstand ein und derselbe, noch daß er verschieden sei, sondern es vollzieht lediglich den Akt des Wiedererkennens. Dieser rasche, unüberlegte, fast mechanische Akt, den die Identität des Bildes, das im Gedächtnis des Kindes haftet, mit dem Gegenstande, den es eben wahrnimmt, herbeiführt, ist das Ergebnis einer einfachen Analogie; es ist eher ein Irrtum als ein Akt des Verstandes.“ [1])

Weil eben die Vorstellung des Kindes von dem Tiere, das es zuerst mit dem Namen „Hund“ bezeichnete, sehr unbestimmt war, so werden irrtümlich wohl auch einmal Hunde und Pferde, die es vielleicht aus der Ferne und undeutlich sieht, für Wesen derselben Spezies gehalten.[2])

Wie wenig überhaupt das Kind zur Heraushebung der unterscheidenden Merkmale eines Gegenstandes — also zur Begriffsbildung — imstande ist, ersieht man daraus, daß es auch sonst leicht ähnliche Dinge bei gleichzeitiger Wahrnehmung mit demselben Namen belegt. So hat Frau Necker beobachtet, wie ein Kind als „Aprikose“ alle Obstarten — auch Pflaumen, Kirschen, Johannisbeeren, Trauben — bezeichnete, und wie ein anderes Kind zwei gleichgekleidete Mädchen mit demselben Namen rief.[3])

Die Entwickelung des Individuums scheint hier übrigens, das hebt Frau Necker ausdrücklich hervor, mit der der Menschheit parallel zu gehen. Unkultivierte Völker, die ebensowenig abstrahieren können wie Kinder, und deren Sprache ähnlich wortarm ist wie die des Sprechenlernenden, übertragen das Lautzeichen für einen bekannten Gegenstand auf jeden anderen, der mit jenem irgend welche Ähnlichkeit aufweist. „So erklärt sich, daß ein Bewohner der Pelew-Inseln, der Fürst Lee Boo, der nach Macao kam und dort zum ersten Mal ein Pferd sah, es sogleich als Hund bezeichnete, welches Tier er schon kannte. — Wenn uns die unbestimmten Wahrnehmungen des Kindes oder die Unwissenheit des Wilden zu der Annahme verleiten, daß sie schneller Allgemeinbegriffe bilden als Erwachsene oder Gebildete, so würde eine solche Annahme der Entwickelung des menschlichen Geistes völlig widersprechen. Wer wüßte nicht, wie *lebhaft die Einbildungskraft* und wie *unfähig zum Abstrahieren der Verstand* während der *Kindheit* sowohl des *Individuums* als auch der *Menschheit* sich erweist!“ [4])

Wir sehen: Frau Necker hat hier einen Vorgang — die Entstehung der ersten Begriffe — in seinen Bedingungen mehr intuitiv richtig erkannt als mit voller Klarheit festgelegt, dessen Deutung

[1]) Éd. pr. I, S. 144.
[2]) Ebenda S. 143.
[3]) Ebenda.
[4]) Éd. pr. I, S. 144.

erst neuere Forscher mit größerem Erfolge unternahmen.[1]) Eines aber hat Frau Necker darin klar gesehen: *Von Urteilen und Schlüsseziehen ist bei dem Kinde im Alter des Instinktes noch keine Rede.*[2]) Seine Art, die Gedanken zu verknüpfen, seine geistige Struktur — das kann die Verfasserin nicht oft genug wiederholen — ist grundverschieden von der unseren.[3]) *Die Dinge selbst bieten sich seinem Geiste dar und nicht die Worte,* die für jene nur die Zeichen sind.[4]) Um es nochmals zu sagen: Bei ihm wickeln sich die Gedanken nicht in Worten ab. Sein Innenleben ist nur ein Leben von Empfindungen, Anschauungen, Trieben und Gefühlen.

Überaus rasche Fortschritte macht das Kind nach Beobachtung der Verfasserin gegen Ende des zweiten Lebensjahres.[5]) Freilich der Umfang des Wortschatzes und der Grad der Sprachfertigkeit wird bei den verschiedenen Kindern differieren. In ihrer gründlichen Art hat Frau Necker bereits versucht, den *Gründen einer solchen Differenziierung* in den Sprachfortschritten der Kinder nachzugehen: Da findet sie bei den Einzelnen ein mehr oder weniger feines Ohr für die Unterscheidung der Laute, ferner eine größere oder geringere Geschmeidigkeit der Sprachorgane zur Erzeugung der Laute. Neben diesen *organischen* Voraussetzungen sind aber auch *psychische* Bedingungen wirksam, und gerade die Fähigkeit zum *Auffassen* der Worte und das *Gedächtnis* zum Behalten derselben ist bei den Zweijährigen sehr individuell.[6])

Dem *Nachahmungstrieb,* der in der Sprachentwickelung des Kindes eine so große Rolle spielt, kommt eine weitere Bedeutung insofern zu, als er auch die schönste Kraft der Kindesseele weckt und belebt, die *Fantasie.*[7]) „Das Vergnügen, das das Kind daran findet, unser Tun nachzuahmen, verbunden mit der Bewunderung, deren es immer fähiger wird, erweckt schon früh bei ihm den Geschmack an Gegenständen der Kunst in seiner ursprünglichen Einfachheit. Erzählungen, Musik, bunte Bilder, Figuren entzücken das Kind und lassen es bald selbst zum Künstler werden. Abwechselnd Nachahmer und Erfinder, versucht es sowohl das, was es lernt, als das, was es selbst erfunden, in seinen Schöpfungen zu verwirklichen. Tausend burleske oder auch anmutige Dinge füllen sein Leben aus, Gärten und Gebäude gehen aus seinen schwachen Händen hervor, und seine Spiele sind die eines jungen Genies.“[8])

Aber auch für die *moralische* Entwickelung des Kindes sind die

---

[1]) Vgl. W. Ament: Die Entwickelung von Sprechen und Denken beim Kinde. Leipzig 1899. S. 148 ff. und W. Stern: Die Psychologie der frühen Kindheit a. a. O. Kap. XXI: Die Elemente des Denkens.
[2]) Ed. pr. I, S. 249 f.
[3]) Ebenda S. 151.
[4]) Ebenda S. 117.
[5]) Ebenda S. 136.
[6]) Ebenda.
[7]) Vgl. dazu Teil III, Abschnitt 5 dieser Abhandlung: Bildung der Fantasie.
[8]) Ed. pr. I, S. 252.

Triebe — zuerst wiederum der Nachahmungstrieb — sehr hoch zu werten. Denn auch die sittliche Bildung des Kindes kann nicht früh genug einsetzen und muß mit der intellektuellen Förderung parallel gehen. Die Verfasserin setzt sich damit in bewußten Widerspruch zu Rousseau: Als fromme Christin von der Schwäche des menschlichen Willens überzeugt, achtet sie die *positive Stützung und Förderung des kindlichen Willens* für sehr nötig.[1]) „Es ist sehr wichtig, im voraus sich darüber klar zu werden, welche Anlagen man pflegen und fördern will. Dabei alles der Natur überlassen, hieße aufs Geratewohl alles, was sie gesät, emporschießen lassen. Das ist der Fehler jener negativen Erziehungsweise, die man so oft und viel herausgestrichen hat. Wenn man demnach zur Vorschrift machen wollte, daß nichts zu tun und nichts zu verhindern sei, oder, wie Rousseau sagt: *Que rien ne soit fait!* so würden sich, ehe man es ahnte, Gewohnheiten bilden, die wenig wünschenswert wären."[2])

Demzufolge weist Frau Necker mit Nachdruck auf den Vorzug *früh eingepflanzter guter Gewohnheiten* hin, der besonders auch darin besteht, daß die Kinder lernen, eine Menge wichtiger Handlungen durch fortgesetzte Wiederholung ohne Nachdenken, beinahe mechanisch auszuführen. Jemehr sich der Erzieher den Nachahmungstrieb des Kindes zunutze macht, umsomehr erspart er sich die Mühe, ihm Dinge als Pflichten vorschreiben zu müssen, die es nicht sind und doch unentbehrlich erscheinen.[3])

Außerordentlich wohltuend berührt es nun, daß Frau Necker bei aller Mahnung zu positiver Förderung des Willens doch nicht gewillt ist, die Gegenwart der fernen Zukunft aufzuopfern, daß sie nicht das Kind im Kinde vergißt, daß sie den Kleinen alle die Freuden, all den Sonnenschein gönnt, den das Kindesherz so nötig braucht. Weit besser hat sie die Saiten des jugendlichen Gemütes anzuschlagen gewußt als alle die Genlis, Campans, Guizots, Edgeworths; auch über Rousseau ist sie noch hinausgegangen, und nur bei Jean Paul kann ich eine ähnlich hohe Wertung der *Heiterkeit des Kindes als seines geistigen Lebenselementes* herausfinden.

Gern möchte Frau Necker allen Schmerz der Kleinen stillen, gern möchte sie ihnen alle unnötigen Tränen sparen; meint sie doch, daß mehr Klagen von Kindern motiviert sind, als Erwachsene gewöhnlich annehmen; daß fast immer getäuschte Erwartungen, gefühlte oder geahnte Leiden Ursache ihrer Klagen sind.[4]) Auf welcher Grundlage wird nun die stille Heiterkeit des Kindes am besten gedeihen? Treffend sagt Frau Necker: *„Die innere Ruhe ist das Produkt der äußeren Ruhe."*[5]) Nur durch Begründung fester

[1]) Éd. pr. I, S. 98.
[2]) Ebenda S. 106.
[3]) Ebenda S. 152 f.
[4]) Ebenda S. 108.
[5]) Ebenda S. 107.

Gewohnheiten, durch Statuierung einer regelmäßigen Lebensordnung kann diese gewährleistet werden. Mit aller Sorgfalt müssen die Eltern das seelische Gleichgewicht des Kindes zu erhalten suchen, das vielleicht die notwendigste Voraussetzung seiner moralischen Konstitution ist. Nur zu leicht kann diese Ruhe verloren gehen: Sind die Nerven einmal erschüttert, so sind sie schwer wieder zu beschwichtigen. Gesundheit wie Charakterbildung leiden aber gleicherweise darunter.[1])

Die *stille Heiterkeit,* ein hohes Gut, das Frau Necker in der Welt um sich herum nur zu sehr vermißt und das die romantisch fühlende Frau nur in einfacheren Verhältnissen, in längst entschwundenen glücklicheren Zeiten findet, soll die *Grundstimmung des Kindergemütes* sein.[2]) Das Kind, bei dem die sanfte Heiterkeit vorherrscht, hat an allem Freude; atmen, sehen, seine kleinen Glieder bewegen, erscheint ihm allein schon als Glück. *In seiner inneren Tätigkeit dürfen wir es nicht stören.* „Ich glaube, daß wir sehr oft die Kinder zu sehr aufregen; gewiß soll man sie sich nicht langweilen lassen; die Langeweile kommt der Erstarrung der Seele gleich; aber von unheilvollsten Folgen ist das Übermaß von Zerstreuungen, das wir glauben, den ganz Kleinen bieten zu müssen."[3])

Das Kind von 6 Monaten, das in seinem Bett sitzend mit den Händchen spielt, fühlt sich in der glücklichsten Lage, und das gilt auch von dem wenige Monate älteren Kinde, das auf dem Teppich kauernd mit verschiedenen Sächelchen spielt. Solange es so beschäftigt ist, kann die Mutter ihrer eigenen Tätigkeit nachgehen; ein Blick des Einverständnisses ab und zu genügt ihm zu sagen, daß es sicher behütet ist. Sobald ihm etwas fehlt, gehe hin! „Sobald aber nur seine Geschäftigkeit beginnt nachzulassen, lege ihm ruhig eine Geduldsprobe auf. Lehre es den Sinn des Wortes verstehen: „Warte!" Mit der Zeit wird es von ihm respektiert werden; es merkt, daß du gesonnen bist zu helfen, aber im Augenblicke selbst in Anspruch genommen bist."[4])

Die heitere Gemütsverfassung ist der Boden, auf dem alles Gute gedeiht, vor allem sind es die Gefühle der Sympathie, die aus einer solchen Grundstimmung erwachsen.[5])

Gerade der *„Instinkt der Sympathie"* ist neben dem Nachahmungstrieb für die erste Lebensepoche von überragender Bedeutung. Das vollkommen gesunde Kind, das von Lebensdrang und Lebensfreude beseelt ist, fühlt sich durch eine unwiderstehliche Neigung zu den Personen seiner Umgebung hingezogen. Die Sympathie ist eine *angeborene Anlage.*[6]) „In der Zeit, wo die Blicke

[1]) Éd. pr. I, S. 109.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda S. 110.
[4]) Ebenda S. 111.
[5]) Ebenda S. 112.
[6]) Ebenda S. 98.

des Kindes noch nicht am Gegenständlichen haften bleiben, wirkt die Sympathie in ihm; eine freundliche Miene, einen schmeichelnden Ton erwidert sein Mund mit einem Lächeln... Eine sanfte Regung scheint das kleine Wesen in diesem Augenblick zu beseelen... Aber wer hat denn dem kleinen Kinde gesagt, daß ein bestimmter Zug unseres Gesichtes Zärtlichkeit bedeute? Wie sollte es, dem seine eigene Physiognomie völlig fremd ist, die Gesichtszüge eines anderen nachahmen können, wenn nicht eine tiefinnere und der unseren entsprechende Sympathie seinen Zügen den gleichen Charakter aufdrückte? Mit einer sensualistischen Deutung dieses Vorganges ist nichts getan. Die Person an seiner Wiege ist nicht immer die Amme, vielleicht hat sie sogar das Kind nur gestört — gleichwohl lächelt es sie an, es fühlt, daß es geliebt wird — und es liebt wieder. Es ist, als ob die junge Seele eine andere Seele ahnte und zu dieser sagte: ich kenne dich."[1])

So treibt denn auch die ganz Kleinen schon der Instinkt, sich ins Einvernehmen mit uns zu setzen; schon das 3—4jährige Kind fühlt sich nur glücklich, wenn dieses Einvernehmen vorhanden ist. Darum heißt es gerade jetzt auf der Hut sein: Wenn der Erzieher diese für die Erregung der sympathetischen Gefühle so günstige Zeit unbenutzt vorübergehen läßt, werden alle späteren Ermahnungen und Belohnungen umsonst sein. *„Das Herz erwacht beim Kinde eher als der Verstand;* der Funke des *Gefühls* entzündet sich am ersten bei ihm, wie er auch am letzten erlischt."[2]) — Diese Tatsache sollte sich der Erzieher als Fingerzeig dienen lassen.

Die hohe Wertung, die sie der beglückenden Kraft der triebhaften Sympathie sowohl an sich als in ihrer Bedeutung für die sittliche Bildung des Kindes zuteil werden läßt, zeigt uns, wie die Verfasserin trotz ihrer Versuche einer sensualistischen Deutung gewisser seelischer Prozesse doch weit von der Lockeschen Ansicht entfernt ist und keineswegs *alle* Regungen des Kindes auf Empfindung und Erfahrung zurückführen möchte.[3]) Wir sehen sie hier die Bahnen wandeln — sicher geschah das ganz unbewußt — die lange vor ihr der feinsinnige *Shaftesbury* und seine Anhänger, die englischen *Triebpsychologen,* gewiesen hatten. Wie für Shaftesbury das Sittliche aus des Menschen ureigenem Sein und Wesen hervorgeht,[4]) wie für *Hutcheson* der „moralische Sinn" des Menschen in seiner innersten Natur die angeborene Neigung zu seinen Mitmenschen, also Wohlwollen bedeutet, das zugleich die Grundlage aller Tugend darstellt,[5]) so betrachtet auch Frau Necker die Sympathie als *eine im Menschen als angeborene Regung des Gefühls vorhandene sittliche Macht.* Von hier aus sehen wir nun auch die Fäden sich

[1]) Éd. pr. I, S. 94 f.
[2]) Ebenda S. 129 f.
[3]) Vgl. I, S. 94.
[4]) Vgl.: Shaftesbury; Die Moralisten, Teil II, Abschn. 3.
[5]) Vgl. Hutcheson: Inquiry concerning moral good and evil. Chapt. II, § 10.

knüpfen zu Frau Neckers ethisch-ästhetischem Bildungsideal. Wenn eine ursprüngliche und natürliche Regung des Menschen darin besteht, mit seinen Mitmenschen sich eins zu fühlen, mit ihnen zu leiden, mit ihnen sich zu freuen, in Harmonie mit ihnen zu leben, wird es Aufgabe des Erziehers sein, diese eingeborene Neigung immer kräftiger zu entfalten, seinen Zögling *der Hingebung und Liebe immer fähiger* zu machen eingedenk des Grundsatzes: *ohne Hingebung keine moralische Schönheit.*[1])

Die erste Stufe in der Kindheitsentwickelung ist die Epoche der Instinkte: *Nachahmungstrieb und Sympathie,* von diesen beiden Trieben hängt alle heilsame Bildung der kindlichen Kräfte und Anlagen ab. Diese ist das *Prinzip der Gefühle,* jener das *Prinzip der Handlungen.*[2]) „Aus der Sympathie entspringt der Hang zur Nachahmung. Nachdem es gefühlt hat wie wir, will es auch handeln wie wir. Das Kind glaubt ausführen zu können, was es uns tun sieht, und seine zugleich anmutigen und ungeschickten Bewegungen sind für uns eine Quelle der Belustigung; wir amüsieren uns darüber, während derartige Unternehmungen bei ihm die Wirkungen ernsten Strebens sind.“[3])

Mit 2 Jahren — also nach Abschluß der ersten Hälfte der ersten Entwickelungsphase — kann das Kind reden. Sein ganzes Dasein erscheint uns nun nicht mehr so dunkel wie in der Zeit, wo es gar keine Äußerungen von sich gab. Die folgenden drei Jahre (die zweite Hälfte der ersten Entwickelungsstufe) sind nun für den Beobachter eine sehr interessante Epoche. Noch ist die ursprüngliche und eigentümliche Kindesnatur in nichts geändert, das Kind ist noch wahrhaft Kind; aber es enthüllt sich jetzt schon deutlicher vor unseren Blicken.[4]) „Es bewacht sich noch nicht, und seine natürlichen Instinkte sind nicht bloß noch in ihrer ursprünglichen Kraft, sondern erscheinen sogar zugleich mit anderen Kräften auch selbst entwickelter; die Sprache und zahlreichere und verschiedenartiger gestaltete Akte werden ihr Dolmetscher.“[5]) Unmerklich macht es jetzt öfter unsere Denkweise zur seinen; seine Willkür wird durch unser Entgegenwirken nach und nach gezügelt, und schon zeigen sich neben den Ansätzen seiner geistigen Fähigkeiten die ersten Zeichen des erwachenden *Gewissens.* Jetzt ist darum Zeit, das Kind an *Gehorsam,*[6]) *Tätigkeit,*[7]) *Wahrhaftigkeit*[8]) zu gewöhnen. Schon werden auch *das religiöse Gefühl* und die *Fantasie* in ihrer Entwickelung lebhafter gefördert.

---

[1]) Vgl. Teil III, Abschn. 1 dieser Abhandlung: Das ästhetisch-ethische Bildungsideal der Frau Necker.
[2]) Éd. pr. I, S. 124.
[3]) Ebenda S. 122.
[4]) Ebenda S. 151.
[5]) Ebenda; Wangenheim I, S. 232.
[6]) Éd. pr. Buch III, Kap. 2.
[7]) Ebenda Buch IV, Kap. 3.
[8]) Ebenda Buch III, Kap. 4.

Das Übergangsalter.

(5. bis 12. Jahr.)

Für den Forscher, der die psychogenetischen Vorgänge feststellen will, ist sicher das erste Kindesalter die wertvollste Epoche. Darum schließen die Sigismund, Preyer, Shinn ihre Beobachtungen mit dem Ende dieses Abschnittes ab. Frau Necker aber, der es darauf ankam, die Kindesseele auf *allen* ihren Entwickelungsstufen zu begleiten,[1]) hat auch die folgenden Perioden in ihre Betrachtung hineingezogen.

Die zweite größere Entwickelungsepoche im Kindesalter bezeichnet Frau Necker als eine *Übergangsperiode:* Die Instinkte verschwinden zwar nicht, sind jetzt aber schwieriger zu erkennen; auf jeden Fall lassen sie jetzt nach, und zwar in demselben Verhältnis, wie die geistigen Kräfte zunehmen: der Zögling gibt sich nicht mehr ganz harmlos und ungezwungen. „Das scheidende Kind begegnet dem in der Ferne erscheinenden Manne."[2]) — Das junge Wesen überschreitet allmählich die Schwelle, die das „völlig sensitive Dasein des Kindes" von dem „intellektuellen Dasein des Mannes" trennt.[3]) — Der Verfasserin erscheint es sehr schwer, die einzelnen Abschnitte des Übergangsalters genau abzugrenzen; ihre Schranken verschieben sich besonders dadurch, daß die gradweise Entwickelung des Kindes viel von der geringeren oder größeren Sorgfalt seiner Erzieher abhängt.[4])

Vom 5. bis 7. Jahre.

Schon im ersten Teile des Übergangsalters (5. bis 7. Jahr) zeigt sich der allmähliche Übergang des Kindes in den „état raisonnable" *(das Alter der Denkfähigkeit),*[5]) hier freilich noch in den ersten Anfängen: Das Kind beginnt allmählich zu *urteilen* und *nachzudenken.* Es heißt jetzt, die glücklichen Anlagen der ersten Jugend mit den Fähigkeiten des folgenden Alters zusammen im Auge zu behalten. Sympathie und Nachahmung müssen jetzt mehr als zuvor in den Dienst der Geistes- und Willensbildung treten.[6]) — Freilich kann nur durch inniges Zusammenwirken der Verstandes- und Gefühlskräfte ein glückliches Resultat erzielt werden. Das ist ganz besonders notwendig im gegenwärtigen Jahrhundert: Der positivistische Geist ihres industriellen Zeitalters trägt einen großen Teil der Schuld — so glaubt die Vertreterin des Ideales ethisch-ästhetischer Harmonie — an der übermäßig hohen Wertung alles

[1]) Éd. pr. I, S. 1.
[2]) Ebenda II, S. 32.
[3]) Ebenda I, S. 116.
[4]) Ebenda II, S. 1.
[5]) Ebenda S. 16.
[6]) Ebenda S. 33.

Verstandesmäßigen.[1]) Man lenkt den Blick des Zöglings auf seine eigene *Zukunft,* auf seinen späteren *Beruf,* und so vergißt man ganz, den edlen Sinn der *Hingebung* in ihm zu pflegen. Die Kraft des Gefühls — und besonders des Mitgefühls — muß dabei der Jugend verloren gehen. „Auch fehlt das Gefühl unserm Zögling noch in anderer Hinsicht: es fehlt ihm als Motiv für den Wunsch seines eigenen Fortschrittes; es fehlt ihm als Liebe zum Schönen und als Sinn für Poesie; es fehlt ihm schließlich als notwendiges Element jener Art von Einbildungskraft, die für die verschiedenen Gegenstände des Unterrichtes Interesse einflößt. *Wir unterrichten, ohne zu begeistern* (Nous instruisons sans inspirer); mit vollen Händen streuen wir den Samen auf das Feld, ohne vorher den Boden dafür bereitet zu haben."[2])

Wandelnde Enzyklopädien wollen jetzt die Erzieher aus ihren Zöglingen machen, indem sie ihr Augenmerk mehr auf die zu vermittelnden Kenntnisse als auf den Schüler richten.[3]) An eine *harmonische Entfaltung aller Fähigkeiten* denken diese Leute nicht; die Gefühls- und Willenskräfte werden vernachlässigt, und selbst das Denkvermögen kommt nicht in allen seinen Funktionen zur Ausbildung. „Man kultiviert das Gedächtnis, ohne die Urteilskraft zu üben; man sucht den Verstand zu bilden, ohne sich um die Einbildungskraft zu kümmern."[4]) — Diese Erzieher denken nicht daran, daß das Gefühl den aufgenommenen Eindrücken einen eigentümlich gefärbten Ton verleihen, ja sogar die Eindrücke wesentlich modifizieren kann. „Das Gefühl verhält sich zu den Gedanken, wie die Musik zu den gesungenen Worten: es gibt ihnen einen Charakter und eine Bedeutung, die sie ohne dasselbe nicht gehabt haben würden und die sogar zuweilen ihrem eigentlichen Inhalte zu widersprechen scheinen. So gibt sich das vorherrschende Gefühl auch in der Sprache kund. Aus der Tiefe eines liebenden und edlen Gemüts verbreitet sich über die Intelligenz ein eigentümliches warmes Leben."[5])

Man soll auch nur ja nicht denken, daß die Gefühle sich ganz von selbst bilden und daß es nur gilt, sie bloß nicht zu üppig wuchern zu lassen. Die Entwickelung der ästhetischen, sozialen und vor allem der religiösen Gefühle bedarf einer *durchaus positiven Einwirkung.* Nach dem, was wir über ihr Bildungsideal sagten, ist leicht einzusehen, daß Frau Necker neben der Bildung der sittlichen und religiösen Gefühle vor allem die *Pflege der ästhetischen Gefühle* auf der zweiten Altersstufe besonders betont. Das ästhetische Empfinden gehört zu jenen liebenswürdigen Anlagen, die mehr als alle anderen auf den himmlischen Ursprung der Menschenseele hinweisen.[6])

[1]) Éd. pr. I, S. 280.
[2]) Ebenda S. 280 f.
[3]) Ebenda S. 274.
[4]) Ebenda S. 273.
[5]) Éd. pr. I, S. 277. Wangenheim II, S. 34 f.
[6]) Éd. pr. II, S. 25 f.

Das ästhetische Empfinden des 6jährigen Kindes ist freilich noch nicht abgeklärt: was es schön nennt, ist es nicht für uns. Bei ihm ruft *der sinnliche Eindruck* ein Lustgefühl hervor; es schätzt den Kontrast frischer, lebhafter Farben; ein einzelner Gegenstand frappiert es durch seinen Glanz; aber ein Ganzes zu erfassen und zu bewundern, ist das Kind nicht fähig.[1] „Es fehlt ihm das Gefühl für die Harmonie und noch mehr das fürs Unendliche ..... Die Schönheit im großen, die Schönheit, so wie wir sie verstehen, setzt die Fähigkeit des Geistes voraus, die zu bewundernden Objekte in ihrer Gesamtheit zu erfassen."[2] — Kein Wunder, daß das Kind für die Schönheit der Natur, die ihr mit ihm durchwandert, im ganzen wenig Verständnis zeigt, während doch gewisse Einzelheiten in ihr seine Bewunderung hervorrufen.

Mehr Sinn dagegen hat das Kind *für die nachahmenden Künste.*[3] *Das Hübsche ersetzt ihm oft das Schöne.* „Dem Kinde gefällt nicht die verschönerte, sondern die angenehm verzierte Natur."[4] Die Spielzeugfabrikanten haben diese Idee ganz richtig erfaßt: Recht kräftig aufgetragene Farben an den Spielsachen, die Modelle an Pracht übertreffende Nachbildungen entzücken das Kinderauge.

Mit der *Vorliebe des Kindes für das Lebendige* hängt zusammen, daß es kleine Figuren lieber hat, die es nach Belieben aufstellen und anordnen kann als etwa Bilder; daß es in der Poesie einzig die Darstellung dramatischer Handlung schätzt, während Moral und Reflexion es kalt lassen.[5]

Das geistige Wachstum des 6jährigen Kindes wird dann am besten gefördert werden, *wenn es selbst tätig und gern an seiner Vervollkommnung mitarbeitet.* „Sobald das Kind einmal an seiner eigenen Tätigkeit Vergnügen findet, werdet ihr seinen Geist mit Leichtigkeit den Gegenständen zulenken können, die euren Absichten am besten entsprechen."[6]

Sobald einmal der *Beobachtungssinn* des Kindes angeregt ist, sinnfällige Tatsachen zu konstatieren, schreitet es bald dazu fort, den *Ursachen der Erscheinungen und Vorgänge* nachzuspüren. Das 6jährige Kind ist zwar diese Denktätigkeit nicht gewöhnt, dazu aber durchaus nicht unfähig.[7]

Je größer nun die Kraft des Kindes zu beobachten und je reger seine Freude an der Untersuchung ist, desto bemerkbarer sind auch *seine Fortschritte im Sprechen.* Begierig, die Aufmerksamkeit und Teilnahme der anderen zu erlangen, ist es bestrebt, seine Beobachtungen ihnen kundzugeben. *Die Fortschritte im Denken*

---

[1]) Éd. pr. II, S. 25 f.
[2]) Ebenda.
[3]) Éd. pr. II, S. 27.
[4]) Ebenda; Wangenheim II, 177. Die Stelle lautet bei Mme Necker: Ce n'est pas la nature *embellie,* c'est la nature *enjolivée* qui plaît à l'enfant.
[5]) Ebenda.
[6]) Éd. pr. II, S. 5.
[7]) Ebenda S. 17 f.

gehen also mit denen im Sprechen parallel. „Die Kraft, unsere Gedanken auszudrücken, ist zugleich die, diese Gedanken uns klar zu machen, vage Beobachtungen in präzise Kenntnisse umzuwandeln, das, was wir entdeckt haben, dem Gedächtnis zur Aufbewahrung zu übermitteln und es aus diesem bei Gelegenheit wieder hervorzurufen. Wir besitzen tatsächlich erst dann unsere Begriffe, wenn wir sie definieren können."[1])

Von 7 bis 10 Jahren.

Diese Epoche erst bezeichnet im eigentlichen Sinne *die Übergangszeit vom Alter der Instinkte zu dem der Denkfähigkeit.*[2]) Die erste Kindheit mit all ihrem Unverstand und Egoismus und doch auch all dem Zauber des nur ihr eigenen Reizes begegnet sich mit dem reiferen Alter und seiner bestimmteren Richtung auf Pflichterfüllung und Hingabe.

Wie die Dinge der Außenwelt sich immer schärfer und klarer dem Blicke des Kindes offenbaren, so scheint auch am Kinde selbst, auch in seiner äußeren Gestalt, alles *viel bestimmter und exakter:* Manche Züge früherer Anmut gehen seinen Körperformen verloren, die jetzt viel schärfer hervortreten; seine Gesichtszüge werden prononzierter, in den eckiger gewordenen Bewegungen seiner Glieder und seinem länger gewordenen Gesicht vermissen wir jene Grazie, die einst unser Entzücken war.[3]) *Aber auch seine Art zu sehen und zu fühlen ist nicht mehr dieselbe.* „Das Kind ist nun schon weit von jenem anmutigen Alter der ersten Kindheit entfernt, und vorbei ist die schöne Traumzeit, während welcher die ihrer selbst noch nicht bewußte Seele in eine unbekannte Welt hineinschwebt, in der vor ihren Augen alles lebt und atmet, und in der sie, weil sie überall Leben zu sehen glaubt, jenen Geist Gottes zu ahnen scheint, dessen Hauch die ganze Natur durchdringt — eine Zeit der Wunder und des Geheimnisses, für welche das Kind vielleicht besser begabt ist als wir selber. Das Kind ist *erwacht,* und jene freundlichen Träume sind verschwunden. Der Tag bricht an, zugleich aber macht sich auch die Kälte des frühen Morgens fühlbar."[4])

Als das 3jährige Kind unsere Bewegungen und Äußerungen nachahmte, da geschah das aus natürlicher Sympathie. Auch das 8jährige ahmt das Sprechen und Tun seiner Umgebung noch nach, aber es weiß genau, warum es das tut. Es will sich über seinen gegenwärtigen Zustand hinaus in den der erwachsenen Personen erheben.[5]) — Ja, es kommen wiederum jetzt auch Stunden, wo es *nicht* nachahmen *will,* sondern vorzieht, untätiger Zuschauer zu bleiben: es mag nicht arbeiten und will lieber vergnügt und sorglos

[1]) Éd. pr. II, S. 16 f.
[2]) Ebenda S. 67.
[3]) Ebenda S. 64.
[4]) Éd. pr. II, S. 63 f; Wangenheim II, S. 233.
[5]) Éd. pr. II, S. 65.

bleiben. „Es kommt eine Zeit, wo die Kinder nicht allein wissen, daß sie Kinder sind, sondern wo sie auch recht froh sind, es zu sein, um von den Rechten, die ihnen dieses Alter gibt, Gebrauch zu machen.“ [1])

Schmerzlich fühlen sich die Kinder jetzt berührt, wenn sie auf Vergnügen verzichten müssen, die nur Erwachsenen vergönnt sind. Die Kindheit erscheint ihnen wie ein unangenehmer Übergang, wie eine Zeit der Sklaverei, deren Ende sie sehnlichst herbeiwünschen. „Die Pflicht, von der man ihnen bei Versagung von Freuden viel vorzusprechen pflegt, scheint ihnen dann nur für sie erfunden zu sein und nur für die Erwachsenen das Vergnügen.“ [2])

Dieser *Mangel an Gleichgewicht und Harmonie* beim Kinde ist in erster Linie auf die starke *Zunahme seiner intellektuellen und physischen Kräfte zurückzuführen,* die ihm die Aufopferung seines Willens schwer macht.[3]) „Man kann zwei Zustände beim Kinde jetzt stetig sich abwechseln sehen: sein im Zustand der ersten Entwickelung begriffener Verstand führt es dahin, bald uns nachzugeben, bald führt er es zur Auflehnung gegen uns. Daraus entspringt *ein innerer Kampf* bei ihm, ein oft trauriger Zwiespalt zwischen ihm und seinen Erziehern, sowie die ganze Ungleichheit seines Betragens.“ [4]) Für den Erzieher erwachsen in dieser Zeit, die *die unmittelbare Vorstufe zu den nahenden Flegeljahren* bildet, schwere Pflichten. Die religiösgerichtete Verfasserin sieht in der Pflege der frommen *Gefühle der Gottesliebe,* der *Liebe zu den Eltern* im besonderen, wie *den Nächsten* überhaupt, besonders starke Erziehungsmittel für die Willensbildung.[5])

Es gibt aber Augenblicke, wo auch diese edleren Motive nicht wirken, wo die Kindesseele so verhärtet scheint, daß sie eine günstige Einwirkung nicht zuläßt. Dann muß der Erzieher an die niedrigeren Interessen im Kinde appellieren: *um die Reue herbeizuführen, muß das Kind gestraft werden.*[6])

Freilich soll auch eine strenge Erziehung vor der *Freiheit* im Kinde Achtung bewahren: Auf dieser Stufe ist nicht mehr der passive Gehorsam am Platze, der für das kleine Kind ausreichte. Das Kind muß sich jetzt bewußt werden, daß es im Wesen des Menschen liege, *sich selber Gesetze vorzuschreiben, denen er freiwillig gehorcht.*[7])

Bei der *intellektuellen* Bildung, die in diesem Alter einen größeren Zeitaufwand fordert, ist wieder der Pflege der *Aufmerksamkeit* besondere Sorgfalt zuzuwenden. Da ist nun aber vor allem vor dem Zuviel des gebotenen Stoffes zu warnen: Die übergroße

[1]) Éd. pr. II, S. 65; Wangenheim II, S. 235.
[2]) Éd. pr. II, S. 66.
[3]) Ebenda S. 71 f.
[4]) Ebenda S. 72.
[5]) Ebenda S. 89.
[6]) Ebenda S. 97.
[7]) Ebenda S. 118.

Menge der dem Verstande oder auch nur den Sinnen dargereichten Gegenstände wirkt nur zerstreuend und erschlaffend.[1])

Als Mittel zur Bildung der Denkfähigkeit wird auf dieser Stufe unter anderem auch die Mathematik in Frage kommen: So sehr ihr aber diese Wissenschaft zur Schärfung des Verstandes brauchbar erscheint, möchte Frau Necker dennoch nicht wünschen, daß sie *Grundlage* des Unterrichts werde, der doch gerade die Kräfte des Kindes in schöner Harmonie entfalten soll.[2])

Auch für das 8- oder 9jährige Kind soll *die Heiterkeit das geistige Element* sein: die *Lust* ist unter allen Belebungsmitteln der Seelentätigkeit das bedeutendste. Während der *Schmerz* bei längerer Dauer die Kinder leicht egoistisch und mürrisch macht, ihre Kräfte vernichtet und anhaltende Besserung nicht hervorbringt, so „erweitert die Freude das Kinderherz und erweckt in ihnen Liebe, Offenheit und Edelmut. Sie gleicht dem Lebenssafte, der ihren physischen und moralischen Organismus bis in seine zartesten Verzweigungen durchrieselt.“ [3])

Freilich taugen die Belustigungen der Erwachsenen nicht für Kinder; *Spiele im Freien* und solche Spiele sind am geeignetsten, bei denen die *Fantasietätigkeit* angeregt wird, auf die auch hier wieder Frau Necker mit besonderer Hingebung eingeht.[4])

Unter der Voraussetzung solcher Einwirkung wird das 10jährige Kind ein frohes, glückliches Wesen sein. Seine Tage werden in geordnetem, aber doch von ihm selbst mitbestimmtem, tätigem Schaffen verfließen. Es wird mit seinem Schicksal zufrieden sein und nicht mehr sein wollen, als es nach seinem Alter sein kann; nur manchmal zeigt es „in einigen unwillkürlichen, blitzähnlichen Äußerungen, was es dereinst werden wird, und wenn ein Zufall in ihm eine ernstere Saite anschlägt, wenn es in solchem Momente von einer Erregung eines schönen Mitleids oder kindlicher Liebe besonders ergriffen wird, dann tritt plötzlich in seinen verklärten Zügen der Ausdruck eines tiefen Gefühls und einer Gesinnung hervor, die unter den freundlichen Formen der Kindheit den schon in ihm atmenden tüchtigen Menschen zeigt.“ [5]) Mit anderen Worten: Ohne aufgehört zu haben, ein Kind der Natur zu sein, hat es doch schon begonnen, ein gesittetes Wesen zu werden.[6])

Von 10—14 Jahren.

Von dem Eintritt in diese Lebensepoche an macht sich eine *besondere Erziehung der beiden Geschlechter* notwendig.[7]) Während die erste religiös-sittliche Bildung, sowie die Aneignung der

[1]) Éd. pr. II, S. 125.
[2]) Vgl. Teil III, Abschn. 6: Das Prinzip der formalen, harmonischen Geistesbildung.
[3]) Éd. pr. II, S. 178; Wangenheim II, S. 398 f.
[4]) Éd. pr. II, S. 179 f.
[5]) Éd. pr. II, S. 123; Wangenheim II, S. 314.
[6]) Éd. pr. II, S. 122.
[7]) Ebenda S. 163.

Elementarkenntnisse für Knaben und Mädchen die gleiche war, soll jetzt eine Trennung eintreten, die durch die zunehmende Differenziierung des Geschlechtscharakters geboten erscheint.

Der Knabe ist schon im frühesten Alter weniger anmutig in seinen Bewegungen als das Mädchen, weniger anschmiegend gegenüber seinen Eltern, weniger veranlagt zum Erraten der Empfindungen anderer Personen, *sein ganzes Wesen ist weniger Harmonie:*[1]) beizeiten schon macht sich bei ihm das männliche Streben nach Selbständigkeit geltend; vom 10. Jahre etwa ab vermindert sich der ohnehin geringere Grad von Sympathie bei ihm, der Trieb nach Unabhängigkeit wird immer unbändiger.[2])

Die *geistige Entwickelung* des befähigten Knaben macht sicher auf dieser Stufe außergewöhnlich rasche Fortschritte. Sein klarer Verstand, der noch frei ist von den ungesunden Vorspiegelungen der Fantasie in späteren Jahren und der inneren Unruhe, die bald seine schönsten Tage trüben wird, setzt ihn in die Lage, aller Schwierigkeiten mühelos Herr zu werden.[3]) Desto lauter aber erheben sich jetzt Klagen *über das Benehmen des Knaben anderen gegenüber,* sodaß diese Jahre geradezu als die *Flegeljahre* berüchtigt sind (l'âge de l'écolier).[4]) — Dieser kritische Zustand findet seine Erklärung in dem *ungleichen Verhältnis zwischen den Bedürfnissen und den Kräften des Knaben.* Seine lebhafte Einbildungskraft läßt ihn fortwährend sein Können falsch einschätzen. „Da er den Umfang seiner Kräfte und deren Grenzen nicht kennt, da er nicht weiß, was sein Wille vermag und was er nicht vermag, geht bald sein Selbstvertrauen, bald aber auch wieder seine Mutlosigkeit über alles Maß hinaus.“[5])

Der regelmäßige Gang der Dinge wird ihm jetzt langweilig, die feste Tagesordnung erscheint ihm einförmig, und sein Tätigkeitsdrang findet in den um ihn errichteten Schranken nicht mehr genügend Gelegenheit zu freier Entfaltung. — Kein Wunder daher, wenn der Knabe die Gefahr nicht scheut — und gerade jetzt reizt ihn die Gefahr —, die feste Lebensordnung umzuwerfen. *Die Unterordnung wird ihm zur Qual:* bei einem schon so entwickelten Verstand noch auf der untersten Sprosse der gesellschaftlichen Stufenleiter stehen zu müssen, das ist ihm ein unerträgliches Mißverhältnis. *Die Neugierde treibt ihn* an zu forschen, was geschehen werde, wenn er sich von diesem Joche losmacht. Wie es den 5jährigen trieb, die Spielsachen zu zerbrechen, um ihre inneren Triebfedern zu schauen, so brennt der 12jährige darauf, die Triebfedern des menschlichen Herzens bloßzulegen. So sucht er die Erwachsenen absichtlich zu kränken, und oft

[1]) Éd. pr. II, S. 165 f.
[2]) Ebenda S. 168.
[3]) Ebenda S. 169.
[4]) Ebenda S. 166.
[5]) Ebenda I, S. 9.

empfindet er keine Reue über das Getane; er ist sogar stolz darauf, anderen Schmerz zugefügt zu haben.[1] *„Wir kennen ihn nicht wieder, und er selbst kennt sich sehr schlecht."*[2]

Für den Erzieher kommen jetzt böse Zeiten. Am ehesten wird er die gefährlichen Gelüste ersticken — nicht durch Strafe — sondern durch *natürliche und herzliche Einrede.* „Sprich zu ihnen wie zu verständigen Wesen, und sie werden verständig sein; wie zu sittlichen Wesen, und sie werden es werden. Nur laß sie nicht hochmütig das Übergewicht deines vorgerückteren Alters empfinden!"[3] Am besten aber wird es für die moralische Entwickelung des Knaben sein — meint Frau Necker —, wenn in dieser Zeit der Krisis *die private Erziehung* mit der *öffentlichen* vertauscht wird. — Die häuslichen Erzieher verlieren, wenn sie zu nachsichtig waren, jetzt völlig ihre Autorität, und waren sie streng, so erkaltet oft gegen sie die Zuneigung des Knaben. In einer *öffentlichen Erziehungsanstalt* dagegen, wo eine feste Lebensordnung die Bedürfnisse vieler gleichalteriger Knaben regelt, wird sich der Einzelne leichter der Autorität fügen.[4] In dem Zusammenleben mit gleichgesinnten Arbeits- und Spielgenossen entwickelt er einen regen Wetteifer besonders auch in Hinsicht auf *sein Betragen,* und die *spezifisch männlichen Tugenden* — Mut und Zähigkeit — können hier am besten geweckt und gefördert werden.[5]

Hinsichtlich der *Unterrichtspläne* hat Frau Necker mancherlei an den öffentlichen Unterrichtsanstalten des damaligen Frankreich zu tadeln:[6] vor allem richten sich ihre Klagen gegen die Vernachlässigung der klassischen Studien in denselben, die sie geradezu in den *Mittelpunkt alles Unterrichts der reiferen Jugend* stellen möchte. — Für kleine Kinder ist sicher die reiche Abwechselung sehr geboten, und es erscheint direkt unzweckmäßig, ihre Aufmerksamkeit zu lange an einen und denselben Gegenstand zu fesseln. Nicht so aber auf der höheren Altersstufe, wo ein größerer Lerneifer sich mit größerer Stetigkeit verbindet, wo ein doppeltes, starkes Interesse in dem Zögling lebt: das für die Sache selbst wie für seinen geistigen Fortschritt. Da sollte man ihn nicht mehr andauernd von einem Lernobjekt zum anderen führen.[7] „Bei der Annäherung des Knaben- zum Jünglingsalter erscheint es daher von Wichtigkeit, den Unterricht in große Massen und in wohlabgegrenzte Gruppen von Kenntnissen zu verteilen. Wenn während einer genügend langen Zeit ein Hauptstudium ein und dasselbe Gedankensystem zur Herrschaft bringt, so vertieft sich der Geist darin, zieht seine

[1]) Éd. pr. II, S. 170 f.
[2]) Ebenda I, S. 9.
[3]) Ebenda II, S. 171; Wangenheim II, S. 389.
[4]) Ebenda S. 184 ff.
[5]) Ebenda S. 188 f.
[6]) Über deren Zustand vgl. Teil III, Abschn. 6 dieser Abhandlung.
[7]) Éd. pr. II, Buch VII, Kapitel 4: Vorzüge der klassischen Studien während der reiferen Knabenzeit.

Nahrung daraus und erhält von ihm seine charakteristische Färbung. Arbeitslust ergreift den Zögling, man sieht ihn auch außer den Unterrichtsstunden mit den Gegenständen seines Hauptstudiums geistig beschäftigt, und man wird bald gewahr werden, daß er wahrhafte Fortschritte macht."[1])

Das im Mittelpunkte stehende Studium sollen aber nicht *die exakten Wissenschaften,* sondern die *„schönen Studien"* sein. Dieser Unterricht gibt am besten Gewähr, daß *alle geistigen Kräfte* beschäftigt werden: daß das Gedächtnis gepflegt, die Denkkraft geübt und vor allem auch das Gefühl genährt und die Fantasie angeregt werde,[2]) mit anderen Worten, daß sich der Zögling am besten dem Ziele ethisch-ästhetischer Vollkommenheit nähern werde.

Wir stehen damit am Ende der Ausführungen über den Versuch der Frau Necker, die Kindheit in allen ihren Entwickelungsstufen zu verfolgen und deren individuelle Bedeutung nachzuweisen. — Um aber diesen Versuch richtig zu würdigen, wollen wir ihn vergleichsweise mit den gleichartigen Bemühungen ihres Vorläufers *Rousseau* zusammenstellen, der unter den französischen Pädagogen den Entwickelungsgedanken zuerst und auch mit dem relativ besten Erfolg auf die Erziehung des Kindes angewandt hatte, und den Frau Necker selbst besonders gern zu vergleichender Betrachtung heranzieht.

Mit besonderem Interesse mag die Genferin den Erziehungsroman ihres Landsmannes gelesen haben, der schon äußerlich ebenso wenig auf ein System und Schema angelegt ist, wie ihre eigene Erziehungsschrift. Auch diese geht von dem Gedanken aus, daß *einer allmählichen Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten eine fortschreitende Anwendung der Erziehungsmittel* parallel gehen müsse. Auch im einzelnen weist nun die „Éducation Progressive" mancherlei übereinstimmende Züge mit ihrem Vorbild auf. Wie sich schon die Darstellungsweise beider Werke *an den Gang der Natur* anschließt, so wird hier wie dort *eine natürliche Erziehung* empfohlen. Auch Frau Necker vertritt den Standpunkt Rousseaus, daß der Geist wie der Körper des Kindes sich am besten *in natürlicher Freiheit* entwickeln.[3]) Das zeigt am besten ihre Losung: Der Natur freien Lauf lassen! Laisser agir la nature![4]) Hier wie dort finden wir daher besonders starkes Interesse für Körperernährung und Körperpflege,[5]) Betonung der Abhärtung und Vertrauen in die Selbstentfaltung der im Kinde vorhandenen Kräfte und Anlagen; hier wie dort wird alles Wortwissen verachtet und das Sachwissen besonders gewertet.

Die *Eigenart* unserer Verfasserin tritt nun ganz besonders in

---

[1]) Éd. pr. II, S. 197 f.; Wangenheim II, S. 427 f.
[2]) Vgl. unten Abschn. 6: Das Prinzip der formalen, harmonischen Geistesbildung.
[3]) Émile. Übers. v. Sallwürk. Langensalza 1893. Buch I, Abs. 95; Buch II, Abs. 24.
[4]) Éd. pr. I, S. 135.
[5]) Émile a. a. O. Buch II, Abs. 190—218. Éd. pr. II, S. 374.

ihrer *Darstellung des Entwickelungsganges* zutage: Rein äußerlich betrachtet, finden wir hier eine verschiedene Abgrenzung der Kindheitsstufen. Rousseau teilt die Jugend in 4 Abschnitte, von denen der erste den Säugling, der zweite das Kind bis zum 12. Jahre, der dritte die Zeit bis zum 15. Jahre und der vierte die Entwickelung bis zum 18. Jahre umfaßt. — Frau Necker unterscheidet zwei größere Epochen: 1. Das Alter der Instinkte (bis zum 5. Jahr); 2. das Alter der Denktätigkeit (bis zum 14. Jahr). Diese größeren Zeitabschnitte umfassen bei ihr wieder kleinere Zeiträume von einer jeweiligen Dauer von 2—3 Jahren (1.–3., 3.–5., 5.–7., 7.–10., 10.–14. Jahr). — Am Ende der Kindheit steht die *Pubertätskrise,* die von beiden Pädagogen eingehend behandelt wird.

Der erste Teil der ersten Epoche bei ihr fällt etwa zeitlich mit Emils erster Entwickelungsstufe zusammen: *die Zeit von der Geburt bis zum Sprechenkönnen.* Aber wie verschieden ist bei beiden Autoren die Darstellung dieser ersten Daseinsphase! Was erzählt Rousseau? Emil bekommt — im Gegensatz zur üblichen Erziehung — nichts zu spüren von den drückenden Fesseln der Wickelbänder, von den Fallhüten, Gehwagen und Gängelbändern; frei dürfen sich seine Glieder bewegen, er bekommt eine seinem Alter entsprechende Nahrung, er lernt seine Sinne brauchen und die ersten Sprechversuche machen: soweit unterrichtet uns Rousseau über den Eintritt seines Zöglings in die Welt; das ist aber auch ziemlich alles.

Garnichts hören wir über *das Erwachen der zarten Seiten des kindlichen Gemütes.* Was ist der Säugling am Ende des ersten Lebensabschnittes? Der Verfasser gibt selbst die klare Antwort: „Das Kind lernt fast zur selben Zeit sprechen, essen und gehen. Dies ist ganz eigentlich der erste Abschnitt des Lebens. Vorher ist es nicht mehr, als es im Schoße seiner Mutter war, *es hat weder Gefühl noch Begriff, kaum nur Empfindung:* es fühlt nicht einmal sein eigenes Dasein.“[1]) — Wie ganz anders das lebensvolle Bild, das Frau Necker von dem ersten Werden des Menschenkindes, von dem leisen, allmählichen Aufdämmern des kindlichen Bewußtseins entwirft! Hier knüpfen sich Fäden an Fäden; *das ist kein Neben- und Nacheinander, sondern ein Mit- und Durcheinander in der jungen Seele;* das lebt alles und schickt sich alles zu einem harmonischen Gewebe: die feinen Instinkte der Nachahmung und Liebe, die liebenswürdigen Gefühle stiller, heiterer Zufriedenheit und lebhafter Freude am Sehen, Hören und Tasten; die erwachenden Regungen der Einbildungskraft, das leise Hervortreten auch der anderen psychischen Erscheinungen. Da ist viel weniger die Rede von der Macht der Erfahrung und Übung, *weil die Erwerbung meist triebmäßig erfolgt.* — Sonderbar: die Schwäche des Kindes, von der sie vielleicht mehr noch überzeugt ist als ihr Vorgänger, tritt in ihrer Darstellung weit mehr zurück, sodaß das Bild, das Frau

[1]) Émile a. a. O. I, Abs. 193.

Necker von der ersten Kindheitsstufe entwirft, viel freundlicher wirkt als das des fantasiebegabten Schöpfers der Neuen Heloise. Ganz und gar der Gesamtkonstitution aber der geistvollen Schriftstellerin entspricht es, wenn sie schon jetzt auf ein *harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zur Bildung des ethisch-ästhetischen Vollmenschen hinwirkt.*

Auch auf der zweiten Entwickelungsstufe ist Emil noch ganz Kind der Natur, das nur die notwendigsten sozialen Begriffe (Recht, Eigentum, Vertrag) kennt;[1] jetzt ist die Zeit seiner *moralischen Erziehung,* die freilich nicht in den üblichen Bahnen des Gebietens, Verbietens und Strafens sich bewegt, sondern deren wichtigstes Mittel die Freiheit ist, die allerdings geregelt wird durch den Zwang der äußeren Umstände. Von positivem Einpflanzen bestimmter Tugenden ist aber keine Rede. *Die intellektuellen Fähigkeiten schlafen auch auf dieser Stufe noch;* auch hier noch ist die Geistesbildung lediglich Schulung der Sinne. *Die Gemütsbildung kommt auch hier wieder zu kurz, ebensowohl wie die Entfaltung der Fantasie,* die beide nach Rousseau erst im Gefolge der erwachenden Sexualität auftreten.[2] Die Bildung des religiösen Gefühls fehlt überhaupt.

Ganz anders stellt sich der Frau Necker die Entwickelung des Kindes auf dieser Stufe[3] dar. Auch hier wieder verliert sie keine Seite der reichen Mannigfaltigkeit der natürlichen Kräfte aus den Augen, die schon das erste Alter zu entwickeln hatte. Sie ist weit entfernt, es Rousseau nachzutun und *erst das handelnde und denkende Kind und nachher das fühlende und liebende Kind zu bilden.*[4] — Überhaupt kommt der Terminus „Bildung" erst eigentlich dieser Art moralischer und religiöser Erziehung zu, die unter Heranziehung aller erreichbaren Unterstützungs- und Gegenmittel und unter der eigenen tätigen Mithilfe des Zöglings seinen Willen immer besser und edler machen will.

Das 12jährige Kind ist, was seinen intellektuellen Standpunkt anbelangt, jetzt schon auf einer beträchtlichen Höhe angekommen. Schon vom 6. Jahre ab, wo es langsam aus dem Alter der Instinkte in das Alter der Denktätigkeit übergeht, sind durch die verschiedensten Unterrichtsgegenstände (Religion, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Sprachen), vom 12. Jahre durch die nunmehr ganz in den Vordergrund tretenden schönen Studien seine Geisteskräfte harmonisch gebildet worden. — Dagegen hat in diesem Alter Emil überhaupt noch kein Buch in der Hand gehabt, er beginnt mit 12 Jahren erst lesen zu lernen, er beginnt eigentlich erst jetzt, sich Wissen anzueignen, wobei sich allerdings sein

[1]) Émile a. a. O. Buch II, Abs. 316.
[2]) Vgl. dazu auch P. Sakmann a. a. O., S. 178 f.
[3]) Der 2. Entwickelungsstufe Rousseaus entspricht bei ihr etwa der 2. Abschn. des 1. Kindesalters (2.—5. Jahr) und das 2. Kindesalter, das sie bis zum 14. Jahre rechnet.
[4]) Émile a. a. O. III, Abs. 166.

Bildungstrieb auf *angenehme und nützliche Kenntnisse* beschränkt.[1]) Die Bedeutung der Wissenschaften überhaupt und der schönen Wissenschaften im besonderen *für die Entwickelung der ästhetischen Gefühle* hat Rousseau garnicht zu schätzen gewußt.

Auch in der Darstellung des zweiten Kindesalters berührt der warme Ton ihrer Ausführungen gegenüber denen Rousseaus besonders angenehm, der von den *Spielen des Kindes* nur gelegentlich spricht und ohne ihre Wirkung auf das Gefühlsleben und die Fantasietätigkeit herauszuheben.

Wenn Rousseau mit Recht vorgeworfen worden ist, daß ihm die Periodisierung des Kindeslebens zu starr geraten sei,[2]) so dürfen wir sagen, daß dieser Fehler bei Mme Necker glücklich vermieden ist: Bei ihr — sagten wir — gibt es kein Nach- und Nebeneinander, sondern ein harmonisches Zusammenwirken aller Fähigkeiten. Das zeigt, wie weit Mme Necker über ihren Landsmann hinausgewachsen ist. Das ist keine Dressur mehr, kein Abrichten, das ist Bildung im eigentlichsten Sinne. Während Rousseau in negativer Weise alles vom Kinde fernhalten will, was der freien Entwickelung seiner Natur schaden kann, so sucht Frau Necker in höchst *positivem* Sinne *die Kräfte und Anlagen* vor allem der *geistigen* Natur im Menschen unter dessen eigener *spontaner Mitarbeit* in freier Weise harmonisch zu entwickeln und ihn dem Ziele sittlicher Vollkommenheit mit ausgesprochen individuellem Gepräge entgegenzuführen.

Den Kern der Neckerschen Schrift bilden gerade die darin enthaltenen feinen *psychogenetischen Beobachtungen.* An die Arbeit kommender Forscher appellierend, sagt die Verfasserin einmal: „Das beste Buch, vom gegenwärtigen Standpunkt der Forschung aus betrachtet, würde das sein, das lediglich eine vernünftige Reihenfolge von Fragen enthielte, auf die die gemeinschaftliche Arbeit der fähigsten Pädagogen in den nächsten 50 Jahren die Antwort geben sollte!“ [3]) Sie selbst, die außerordentlich bescheiden von ihrer eigenen Tätigkeit denkt,[4]) hat aber bereits in ihrer Schrift eine Menge von Fragen aufgeworfen, eine Fülle von Problemen gesehen, sodaß ihre Leistungen für ihre Zeit geradezu erstaunlich erscheinen. Denken wir nur an die schöne Darstellung der jungen Seele von ihren ersten dunklen Regungen bis zu dem allmählichen Dämmern des Bewußtseins, an ihre Bemühung, die Kindersprache in ihrer Entstehung richtig zu deuten, den Wortschatz in seiner stufenweisen Bereicherung durch die einzelnen Wortklassen zu

[1]) Émile a. a. O. III, Abs. 11.
[2]) Vgl. Paul Sakmann a. a. O., S. 178.
[3]) Éd. pr. I, S. 90.
[4]) Ebenda: „Indem ich mich an die Beobachtungen kommender Forscher wende, zeige ich wohl deutlich genug, wie wenig Wert ich auf die meinen lege. Ungenau und eng begrenzt, wie sie in jeder Hinsicht erscheinen, wage ich es kaum, sie hier niederzuschreiben. Aber da, wo ich keine Ergebnisse vorlegen konnte, hoffe ich wenigstens, auf die Schwierigkeit der Probleme hingewiesen zu haben.“

verfolgen und den Werdeprozeß der ersten logischen Begriffe des Kindes zu erklären, ferner an ihr Bestreben, Parallelen zwischen der Entwickelung des Kindes und des Tieres, sowie des Individuums und der Menschheit zu ziehen. Alle diese und noch andere Probleme — erwähnt sei nur noch das der Pubertätskrise — die Frau Necker zum Teil als eine der ersten aufgeworfen, haben die bedeutendsten Kinderpsychologen der folgenden Zeit immer wieder beschäftigt, und wir wiesen schon oben darauf hin: Frau Necker hat diese Probleme wenn auch nicht immer klar und bestimmt formuliert, so doch mit unvergleichlichem, echt weiblichem Scharfblick und Beobachtungssinn fast immer richtig erfaßt.

3. Die Ideen der Frau Necker über Frauenbestimmung und Frauenerziehung.

Wenn ein inniges Verständnis für die individuelle Bedeutung der verschiedenen Lebensstufen den ersten Teil der „Éducation Progressive" kennzeichnet, so darf die feine Individualisierung der pädagogischen Ideen der Frau Necker in bezug auf *die weibliche Erziehung* als das wesentliche Moment des zweiten Teiles angesehen werden, der den Titel führt: Étude de la Vie des Femmes.

Es handelt sich in dieser Darstellung um die Beantwortung der Fragen, die vor allem seit Rousseau häufiger zum Gegenstand lebhafter Erörterungen gemacht worden waren:

1. Kommt dem weiblichen Geschlechte eine besondere Organisation zu?
2. Und wenn das der Fall ist, bedingt der Geschlechtsunterschied einen Unterschied in der sozialen Stellung der beiden Geschlechter?
3. Bedingt er einen Unterschied in der Erziehung der Geschlechter?

Auf die erste dieser Fragen hatte bereits Rousseau eine im ganzen befriedigende Antwort gegeben: Was zur Gattung Mensch gehört: die Organe, Bedürfnisse, Fähigkeiten sind bei beiden Geschlechtern vorhanden.[1]) Ein Unterschied könnte höchstens in einem Mehr oder Weniger bestehen.[2]) — *Alles Verschiedene in der Organisation von Mann und Weib ist durch den Geschlechtsunterschied bedingt, und da ist jedes Geschlecht vollkommen in seiner Art.* Die besondere seelische Struktur des Weibes zeigt sich am deutlichsten in dem *Geschlechtsakt,* bei dem der Mann die aktive, das Weib die passive Rolle spielt: „Das eine soll tätig und stark sein, das andere empfangend und schwach; bei dem einen muß notwendig Wille und Kraft herrschen, bei dem

[1]) Rousseau: Émile. Übersetzt von Denhardt (Reclam) II, S. 298.
[2]) Ebenda.

anderen zarte Nachgiebigkeit. Wenn man diesen Grundsatz anerkennt, so muß man auch weiter daraus folgern, daß das Weib besonders dazu geschaffen ist, dem Manne zu gefallen.“ [1]) — Der Kühnheit, Angriffslust und Kraft des Mannes steht die Schamhaftigkeit, Spröde und Schwäche des Weibes gegenüber.

Weitere typische Eigenschaften des weiblichen Charakters ergeben sich aus der durch die Geschlechtsvereinigung bedingten *sozialen Abhängigkeit der Frau;* denn nach Rousseaus Meinung kann die Frau viel schwerer für sich allein existieren als der Mann.[2]) In diesem Abhängigkeitsverhältnis kommen ihr nun die spezifisch weibliche Sanftmut,[3]) Geduld,[4]) aber auch ihre angeborene List,[5]) Geistesgegenwart, ihr Scharfblick, ihre natürliche Höflichkeit und gewandte Zunge außerordentlich zustatten.[6])

Da es nun die ursprünglichste Bestimmung des Weibes ist, Kinder zu gebären und zu erziehen, so ist das Trachten schon des Mädchens darauf gerichtet, die Neigung des Mannes zu gewinnen: *das Weib ist die geborene Kokette;* sie will dem Manne gefallen, und wenn dieser natürliche Trieb sich nicht ins Unnatürliche steigert, wird nichts daran auszusetzen sein.[7])

Alles nun, was den spezifischen Geschlechtscharakter ausmacht, muß als Werk der Natur betrachtet und als solches in Ehren gehalten werden. Falsch wäre es, wollten wir das Eigenartige ausrotten; verhindern wir nur, daß es überwuchere! — *Die besondere Organisation und Bestimmung bedingt nun auch eine individuelle Erziehung des Weibes.* „Steht nun soviel fest, daß Mann und Frau in bezug auf Charakter und Temperament weder gleichbeschaffen sind, noch gleichbeschaffen sein dürfen, so folgt daraus auch, *daß sie keine gleichmäßige Erziehung erhalten können.* Sie sollen zwar in Beobachtung der von der Natur angedeuteten Richtungen in Übereinstimmung handeln, sollen aber deshalb nicht dasselbe tun.“ [8])

Zunächst erfordern die individuellen geistigen Anlagen des weiblichen Geschlechtes eine entsprechende Bildung. Wir wissen: das Weib hat mehr Scharfblick und Esprit, der Mann mehr Genie; während er Schlüsse zieht, beobachtet es und zwar: Nicht die Seele des Mannes in abstracto ist sein Studium, „sondern die Seele der Männer, welche es umgeben, die Seele der Männer, welchen es, sei es durch das Gesetz oder durch die Meinung, unterworfen ist. Es muß aus ihren Reden, Handlungen, Blicken und Gebärden ihre Gefühle erraten lernen.“ [9]) — *Da dem Mädchen*

[1]) Émile. Übersetzt von Denhardt a. a. O. II, S. 299.
[2]) Émile a. a. O. II, S. 311 f.
[3]) Ebenda S. 336.
[4]) Ebenda S. 349.
[5]) Ebenda S. 352.
[6]) Ebenda S. 335 f.
[7]) Ebenda S. 313; S. 326.
[8]) Ebenda S. 309.
[9]) Ebenda S. 356.

die Fähigkeit zum Abstrahieren und Spekulieren abgeht, muß sich seine Erziehung auf das Praktische richten.[1])

Auch die *körperliche* Erziehung muß dem Geschlechtscharakter des Weibes Rechnung tragen; während beim Knaben vorwiegend die Kraft, so soll beim Mädchen hauptsächlich die Anmut gepflegt werden.[2])

Selbst die *moralische* Erziehung erhält ihr Gepräge durch die Bestimmung des Weibes zur Hausfrau, Gattin und Mutter. Im Hinblick darauf muß das Mädchen schon frühe zu Fügsamkeit, Arbeitsamkeit und Anstand erzogen werden.[3]) — In der sittlichen Bildung Sophies wird dabei etwas betont, was bei der Schilderung des heranwachsenden Emil nicht so hervortritt — *die freudige Stimmung,* die im Dasein des Mädchens herrschen soll; darum darf ihm fröhliches Spiel, Tanzen, Singen, Theaterbesuch nicht verwehrt werden. Die Pflichten, die dem Mädchen durch die von der Natur ihm auferlegte Abhängigkeit erwachsen, darf man ihm nicht als etwas Lästiges hinstellen, wenn sie ihm eine Quelle reiner Freuden werden sollen. Dann darf man es nicht mit langen Moralpredigten überschütten; hier gilt, was prinzipiell natürlich auch auf Emils Erziehung Anwendung findet: *„Weg mit allem grämlichen Wesen, weg mit aller schulmeisterlichen Würde. Was zu Herzen gehen soll, muß von Herzen kommen.“*[4])

So schön und reizvoll Rousseaus Schilderung der weiblichen *Organisation* wirkt, einer Reform war sicherlich sein *Ideal von Frauenbestimmung und Frauenerziehung* bedürftig, das doch etwas altmodisch[5]) und selbst hinter der Entwickelung seiner eigenen Zeit zurückgeblieben[6]) erscheinen muß: Sie soll im engsten Kreise der Häuslichkeit mit ihren Mägden nähen und spinnen, ihren Gatten treu und gehorsam bedienen und pflegen, ihre Kinder mit Zärtlichkeit und Sanftmut erziehen; das ist die Aufgabe, die Rousseau der Frau stellt. Die Rechte des Weibes hat er mit engen Schranken umgeben, die erst das folgende Jahrhundert gebrochen hat. — Was aus den Mädchen werden soll, denen es nicht vergönnt ist, Hausfrau, Gattin und Mutter zu werden, und deren Glück unserer Frau Necker so sehr am Herzen liegt, darauf gibt Rousseau keine Antwort.

Unter seinen Schülerinnen kommen für unsere Darstellung Frau Guizot und die Gräfin Rémusat in Betracht, die zugleich — freilich mit starker Einschränkung — als Vorbilder der Necker gelten dürfen. Beide haben zur Förderung des Problems der *Frauenbestimmung* und *Frauenerziehung* wenig beigetragen, was vor allem für die erstgenannte gilt. — Wir wissen, Frau Necker hat die Bemühungen

[1]) Émile a. a. O. II, S. 355.
[2]) Ebenda S. 314.
[3]) Ebenda S. 320 f.
[4]) Ebenda S. 362.
[5]) Vgl. E. Spranger: Jean Jacques Rousseau. Kulturideale. Jena 1908. S. 31.
[6]) Vgl. P. Sakmann a. a. O., S. 193.

dieser Mutter, die an ihren Kindern gemachten Beobachtungen Tag für Tag niederzuschreiben, freudig anerkannt. Beobachtungen über *die eigenartige Konstitution der Mädchenseele* scheint Frau Guizot indessen kaum angestellt zu haben, und wo sich welche finden,[1] da sind sie so unzureichend, daß sie von den Bemerkungen Rousseaus weit übertroffen werden. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn die Schreiberin der „Familienbriefe" einen Unterschied zwischen der Erziehung der Geschlechter bis zum Ende der Kindheit überhaupt nicht macht.[2] — Auch sie will übrigens das Mädchen ausschließlich für den Hausfrauenberuf erziehen,[3] und bescheiden genug sind die Ansprüche, die sie an die Bildung zu diesem Zwecke hin — besonders an die intellektuelle Bildung — stellt. Obschon sie Geschichte, Erdkunde einschließlich Himmelskunde, einige naturgeschichtliche Kenntnisse, Lektüre von klassischen Autoren, und wenn Anlage vorhanden ist, auch Musik und Zeichnen als Unterrichtsgegenstände fordert,[4] so läßt doch *die sehr oberflächliche Darstellung dieses Gebietes* erkennen, daß sie zwar Verständnis für *den praktischen Wert* dieser Studien hat, ihren *formalen Wert* aber für die harmonische Entfaltung der Geisteskräfte — wie das Frau Necker tut — nicht zu schätzen weiß.

Sehr feine Bemerkungen über die Struktur der Frauenseele dagegen enthält das auch von Frau Necker hochgewertete Buch der *Gräfin Rémusat: Essai sur l'Éducation des Femmes.* — In einer hervorragenden Anlage zu raschem Auffassen und feinem Beobachten,[5] in impulsivem Fühlen für das, was im Augenblick getan werden muß,[6] in herzerfreuender Frische und Unschuld sieht sie das Charakteristische der Frauenseele. Zu leicht gerührt um unparteiisch und objektiv zu bleiben, eher mild als geduldig, rasch ins Extrem geratend, ohne die Fähigkeit zu disponieren:[7] so erscheint ihr das Weib in seinen typischen Wesenszügen. *Diese Eigenart darf die Erziehung nicht verwischen; nur darf sie nicht zugeben, daß sie sich ins Unnatürliche steigere.*

Freilich *ihre Auffassung über die Bestimmung der Frau* kommt der Rousseaus außerordentlich nahe, von dem sie überhaupt — darin stimme ich Sallwürk[8] völlig bei — mehr als irgend eine andere seiner Nachfolgerinnen abhängig erscheint. Das Weib ist zur *Abhängigkeit* geschaffen; seine geringe Selbständigkeit im Urteil, seine starke Sensibilität wie seine selbstlose Hingabe weisen es auf das Zusammenleben mit einem stärkeren Wesen hin. *„Das Weib ist*

---

[1]) Vgl. Éducation domestique a. a. O. I, S. 263 f.
[2]) Ebenda S. 11.
[3]) Ebenda S. 335—342.
[4]) Ebenda II, S. 27.
[5]) Essai sur l'éducation des femmes a. a. O., S. 36.
[6]) Ebenda S. 148—152.
[7]) Ebenda S. 36.
[8]) Sallwürk: Fénelon und die Literatur der weibl. Bildung in Frankreich a. a. O. S. 345 f.

dem Manne nicht gleichwertig, aber auch nicht untergeordnet; es ist ihm ähnlich, aber nicht gleichartig mit ihm" (Elle est inférieure, mais non subordonnée, semblable, mais non pareille).[1])

In manchen Punkten hat sich allerdings die Schreiberin ihre Selbständigkeit und Eigenart bewahrt. Zwischen ihrer Schriftstellertätigkeit und der Rousseaus liegt mehr als ein halbes Jahrhundert. Eine gewaltige Umbildung hat sich in der französischen Gesellschaft während dieser Zeit vollzogen. Was in den Tagen Rousseaus Bestand hatte, das war über den Haufen geworfen worden; neue Lebensformen waren nach den Kämpfen und Stürmen der Revolution ins Dasein getreten. Die Jahre des Umsturzes hatten unsäglich viele Wunden geschlagen, aber etwas Gutes hatten sie bewirkt: *Die Frauen waren besser geworden;* das tiefe Unglück der Nation hatte das Bedürfnis nach sittlicher und religiöser Erhebung in ihren Herzen erweckt.[2]) *Die Frauen waren wieder ihren Männern treue Lebensgefährtinnen und ihren Kindern wieder gute Mütter geworden.* — Wie nun die neue Lebensordnung des französischen Staates seine Söhne zu französischen Bürgern erziehen will, so sollen die Frauen zu würdigen Gattinnen und Müttern der Bürger erzogen werden. „Die Bestimmung einer Frau ist ihrerseits bezeichnet durch die zwei ... edelen Namen: Gattin und Mutter eines Bürgers. Wenn ihr in dieser Eigenschaft die öffentliche Meinung alle Hochachtung zugesteht, welche sie mit Recht einflößen kann, wenn ihre Erziehung ihr die Mittel sichern will, diese zu erringen, dann wird sie sich über ihr Los auf Erden nicht mehr zu beklagen haben."[3]) — Die Frau selbst erhält keine politischen Rechte, ihr erwächst nur die Aufgabe einer treuen Beraterin ihres Mannes; nie wird sie die Karten selbst in der Hand halten dürfen: „Sie hat ihren Platz neben dem Spieler, um ihn aufmerksam zu machen, ihm eine nichtbemerkte Möglichkeit zu weisen, seinen Erfolg mit ihm zu teilen und vor allem ihn zu trösten, wenn das Glück ihn im Stiche läßt."[4])

Über *die geistige Bildung des Mädchens* auf seine Bestimmung hin erfahren wir wenig — der Essai ist ja Fragment geblieben —: aus ihren Andeutungen[5]) aber läßt sich schließen, daß die Verfasserin in dieser Hinsicht ebenso anspruchslos ist wie die Guizot oder Rousseau: Nur, was das „métier" verlangt, soll das Mädchen lernen.[6])

Von den Vorbildern der Frau Necker unter den deutschen Pädagogen hat sich wiederum *Jean Paul* als besonders feiner *Kenner der weiblichen Natur* gezeigt. Die seiner Levana eigene

[1]) Essai sur l'éducation des femmes a. a. O., S. 37.
[2]) Ebenda S. 84 f.
[3]) Essai: 6. Kapitel: Von der Bestimmung der Frauen. Abs. 4. Zitiert bei Sallwürk a. a. O., S. 350.
[4]) Essai: 6. Kap.: Von der Bestimmung d. Frauen. Abs. 6. Sallwürk a. a. O., S. 351.
[5]) Essai sur l'éducation des femmes S. 143.
[6]) Ebenda.

rhapsodische Art führt uns in wenigen kräftigen und treffenden Strichen das Typische der Frauenseele vor Augen. Mehr lyrisch als episch, eher poetisch als philosophisch, mehr zur Empfindung als zur Reflexion neigend, besser in fremden Herzen als im eigenen lesend, das Gegenwärtige voll anschauend und erfassend, scharf im Beobachten, rasch im Witze, reizbar und beweglich, von einem Extrem leicht ins andere übergehend: so stellt sich ihm die weibliche Konstitution dar.[1]) Der Grundton des Wesens der Frauen ist *die hingebende Liebe,* die ebenso ursprünglich und ohne bestimmt anzugebende Gründe in ihnen emporglüht wie der Haß, die sich immer den Personen und dem Konkreten mehr zuwendet, als den Sachen und dem Abstrakten.[2])

Was die Bestimmung der Frau angeht, so gilt für ihn noch im wesentlichen *die vorromantische Anschauung:* Im stillen Schaffen der Häuslichkeit geht auch ihm noch das Tun des Weibes auf. Aber von Rousseaus Ideal entfernt sich seine Auffassung doch schon in einem Punkt: *„Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, zur Gattin bloß mittelbar."*[3]) — Das heißt doch nichts anderes, als daß die Frau nicht mehr ausschließlich dazu da ist, dem Manne zu gefallen und ihm das Leben zu versüßen. „Daß das Mädchen wesentlich für den Mann erzogen werden soll, diese Rousseausche Ansicht tritt doch bei Jean Paul nicht mehr auf; dazu schätzt er den Wert des Weibes an sich viel zu hoch."[4]) Er kennt eben doch neben der dem Weibe durch seinen Geschlechtscharakter zukommenden *spezifischen Bestimmung* eine *andere und höhere: Das ist das im Gattungscharakter gegebene und für beide Geschlechter geltende Menschheitsideal.* „Bevor und nachdem man Mutter ist, ist man ein Mensch; die mütterliche Bestimmung aber oder gar die eheliche kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben sein. So wie über dem Künstler, über dem Dichter, über dem Helden usw., so steht über der Mutter der Mensch."[5])

Dieses Ideal kann nur erreicht werden, wenn neben den spezifisch weiblichen *die der Gattung zukommenden Anlagen* ausgebildet werden. Auch hier heißt es also *den Gegenpol stärken:* neben der Fantasie- und Gefühlsbildung darf die Verstandesbildung nicht zu kurz kommen. Diese Forderung findet auch entsprechende Anwendung auf die Willensbildung: Neben dem weiblichen Sinne ist die weibliche Kraft, neben Milde die Tätigkeit zu bilden.[6])

Die intellektuelle und technische Bildung stellt bei Jean Paul noch nicht sehr hohe Anforderungen an die weiblichen Kräfte;

---

[1]) Levana (Lange) § 80.
[2]) Ebenda § 81.
[3]) Ebenda § 83.
[4]) W. Münch a. a. O., S. 151.
[5]) Levana § 87.
[6]) Ebenda § 95 f.

der Unterricht soll alles umfassen, „was die weibliche Aufmerksamkeit und das Augenmaß bildet und übt.“[1]) Zwar werden so ziemlich alle Fächer für die Mädchenbildung als nötig erachtet, aber die Ansprüche sind allenthalben geringer als die an die Geistesbildung der Knaben.

Wie gesagt: Im ganzen umgibt er die Bewegungsfreiheit des Weibes mit engen Schranken. Erst die Romantiker, die nach einer völligen Umwertung der ethischen Werte strebten, haben der Forderung nach einer veränderten Stellung der Frau kräftig Ausdruck verliehen. Mit den Tagen der Romantik beginnt im eigentlichsten Sinn der *Kampf für die Emanzipation der Frau,* seit jenen Tagen sind die Rufe nach einer höheren Bildung — besonders einer höheren Geistesbildung — für die Frau nicht wieder verstummt. Eine Persönlichkeit zu werden, ein in sich vollendetes einzigartiges, neues Ganzes, „ein treues Abbild der höchsten unteilbaren Individualität,“[2]) soll das Weib genau so anstreben wie der Mann. — Das betont Friedr. Schlegel, und seine Anschauung teilt Fr. Schleiermacher.[3]) Nur durch die Annäherung des Weibes an die intellektuelle Stellung des Mannes kann es diesem ebenbürtig werden.[4]) Daher dürfen in der Frauenbildung nach der Auffassung dieser Zeit die durch den Geschlechtscharakter gegebenen Anlagen nicht einseitig gegenüber den zum Menschheitscharakter gehörigen Kräften gefördert werden.

Daß das Streben nach größerer geistiger Selbständigkeit der Frau aber nicht bloß bei den führenden Geistern der *deutschen Romantik* vorhanden ist, das beweist am besten die Persönlichkeit und das literarische Schaffen der *Frau von Stael.* In ihr tritt uns eine jener seltenen Gestalten entgegen, die sich gleich den geistig hervorragenden Angehörigen des Berliner romantischen Kreises weit über die Masse der damaligen Frauen emporhoben, ein bedeutendes Genie, an dem alles originell war, dessen nach Selbständigkeit ringender Geist keine Schranken kannte, der auch die von Gesellschaft und Sitte gebotenen Vorschriften nicht als unbedingt bindend ansah und auch vor den Gefahren nicht zurückschreckte, die ihm aus dieser individuellen Auffassung erwuchsen. — Treffend sagt die ausgezeichnete Kennerin ihres Wesens, die Mme Necker, von ihr: „Alles war originell an ihr und nichts bizarr .... Sie hat nie irgend etwas Fremdes einfach imitiert, sondern unbemerkt entwickeln sich alle Keime bei ihr in ihrer ursprünglichen Art, und während sie sich immer an fremdem Geiste innerlich bereichert hat, hat sie doch nie irgend einen anderen als den eigenen zur Darstellung gebracht.“[5])

---

[1]) Levana § 96.
[2]) Fr. Schlegel: Lucinde (Reclam) S. 94; vgl. auch S. 71.
[3]) Fr. Schleiermacher: Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen (Athenäum-Fragment S. 364).
[4]) Vgl. O. Walzel: Deutsche Romantik a. a. O., S. 55 ff.
[5]) Mme Necker: Notice sur le caractère etc. a. a. O., S. CCLXXXIV.

Schon in der „Delphine“ hatte Mme de Stael eine Frauengestalt gezeichnet, die gleich ihr selbst durchaus *subjektiv* empfindet und das Recht für sich beansprucht, nötigenfalls den Kampf gegen die öffentliche Meinung und das gesellschaftliche Herkommen aufnehmen zu dürfen.

Noch mehr spiegelt sich ihre eigene Konstitution in der „Corinne“ wider, dieser Frau von seltener Geistesbildung, feinstem Kunstempfinden, glühendstem Enthusiasmus und unbezwingbarem Freiheitsdrang. — Hören wir hier nochmals das Urteil der Freundin: „Es ist nicht schwer einzusehen, daß der zugrunde liegende Gedanke in der Delphine und Corinne der gleiche ist. *Es handelt sich hier wie dort um eine Frau von außergewöhnlichen Fähigkeiten, die sich nicht darauf beschränken will, die Grenzen einzuhalten, die ihr die öffentliche Meinung gezogen hat,* und die darum bald den größten Kummer erdulden muß, weil sie diese Schranken überschritten hat.“[1])

Das führt uns nun zu der *Auffassung der Frau Necker selbst über weibliche Eigenart, Frauenbestimmung und Frauenerziehung.* Wenn wir zu dieser Auffassung die verwandten Anschauungen der deutschen und französischen Romantik über die veränderte Stellung der Frau als Parallelen heranzogen, so konnte das nicht geschehen, um unsere Schreiberin als die einfach Übernehmende und Entlehnende hinzustellen. Vielmehr dürfte auch hier zutreffen, was wir schon öfter betont haben: Ein Stück Gemeingut der besten und edelsten Geister der romantischen Epoche sind diese Anschauungen, die dem innersten Fühlen der wesensähnlichen Genferin entgegenkamen, und die sie nun in ihrer individuellen Art zu einem individuellen Ganzen zusammenarbeitet.

Mit Rousseau und der Romantik berührt sich Frau Necker in der Annahme, daß *das Weib dem Manne ebenbürtig sei hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten.* (Auf die körperliche Organisation geht sie im Gegensatz zu Rousseau nicht ein.) — In den ersten Lebensjahren überhaupt tritt ein Unterschied in den Anlagen der Geschlechter kaum zutage, sodaß bis zum Alter von 10 Jahren Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden können.[2]) — Im Alter von 7 Jahren machen sich die ersten Unterschiede bemerkbar, dann treten sie von Jahr zu Jahr deutlicher hervor, am stärksten zur Zeit der geistigen Reife, die die Mädchen eher erreichen als die Knaben.[3]) Daß das Mädchen hinsichtlich seiner geistigen Anlagen keineswegs hinter dem Knaben zurücksteht, macht sich deutlich bemerkbar, *solange die beiden Geschlechter zusammen erzogen werden.* „Sie nehmen an allen Zweigen des Unterrichts gleiches Interesse und treiben dieselben mit gleichem Erfolge; Ungleichheit zwischen ihnen zeigt sich erst von dem Augenblicke an, wo eins

[1]) Mme Necker: Notice sur le caractère etc. a. a. O., S. VII.
[2]) Éd. pr. II, S. 163.
[3]) Ebenda S. 300. Vgl. dazu auch Jean Paul (Levana) § 83.

von beiden Geschlechtern einen sorgfältigeren Unterricht erhält als das andere.“ [1])

Zwei Krisen hat das Mädchen bis zur völligen Reife zu überstehen. Die erste und leichtere fällt mit dem Ende der ersten Kindheit zusammen. Es ist die Zeit, wo der bisher flüchtige, unstäte Geist der 5—6jährigen an regelmäßige und feste Tätigkeit gewöhnt werden soll.[2]) — Die zweite Krise ist das *Backfischalter* am Ende der zweiten Kindheitsstufe, die Zeit, wo die schon weit entwickelten Verstandeskräfte im Mißverhältnis stehen zu der noch geringen vernünftigen Einsicht. *Nur zu oft gewährt daher das Mädchen in diesem Alter ein wenig erfreuliches Bild.* „Was ist es, was uns oft an den großen Mädchen mißfällt, an jenen hochaufgeschossenen Gestalten, die man nicht mehr zu den Kindern und doch auch noch nicht zu den Frauen zählen kann? Ein ungezähmter Mutwille, Anmaßung, eine Neigung, jeden geringsten Vorteil, den sie der Natur oder ihrer Erziehung danken, geltend zu machen, jene naseweisen Antworten, jenes lächerliche Wichtigtun mit Kleinigkeiten, jenes mehr oder minder zurückgehaltene Murren über alles, was ihnen nicht zusagt; ferner jene ständig wache Neugier, die unbescheiden in alles einzudringen versucht, was wie ein Geheimnis aussieht; endlich eine gewisse Unzartheit, wenn jenes natürliche Schamgefühl, das mit den reiferen Jahren stärker wird, ihnen nicht bereits im stillen Warnungen erteilt hat.“ [3])

Hat nun die Frauenseele eine andere Struktur als die Seele des Mannes? Im absoluten Sinne ist — wie wir oben sahen — diese Frage zu verneinen:[4]) die geistigen Fähigkeiten sind bei beiden Geschlechtern in gleicher Weise vorhanden. — Im relativen Sinne aber ist sie zu bejahen: *Das Verhältnis zwischen den Verstandes-, Gemüts- und Willenskräften ist bei der Frau anders als beim Manne.* Beim weiblichen Geschlechte ist das Gefühl ungleich lebhafter. Das tätige Prinzip, vermöge dessen wir unsern Gedanken und Neigungen willkürlich eine bestimmte Richtung geben, wird überwogen von dem leidenden Prinzip, mittels dessen wir unwillkürlich Eindrücke von außen aufnehmen. Das Gefühl wird daher öfter die Oberhand gewinnen über die Willenskraft. *Da das empfangende Vermögen vorherrscht, erscheint die weibliche Organisation besonders reizbar.*[5])

Mit der *überragenden Sensibilität* der Frauenseele stehen mancherlei andere individuelle Züge in nahem Zusammenhang: So eignen spezifisch dem weiblichen Gemüt die sanften Gefühle der *Frömmigkeit.* Die Frauen vernehmen „Gottes sanfte und mächtige Stimme in ihrem Herzen und im Evangelium. Oft verletzt in

[1]) Éd. pr. II, S. 279; übersetzt von Jacobi a. a. O., S. 55.
[2]) Éd. pr. II, S. 384.
[3]) Ebenda S. 385.
[4]) Ebenda S. 273.
[5]) Ebenda S. 275.

ihren Gefühlen und begabt mit einer Einbildungskraft, die von den irdischen Dingen so wenig befriedigt wird, sind sie auf die Ahnung einer besseren Welt hingewiesen, wo sie Ruhe und Befriedigung finden werden. Mit dem Bedürfnisse der Abhängigkeit geboren, ist es ihnen süß, in Gott ihren Herrn zu erkennen." *Auf die in der Zeitrichtung liegende Erneuerung und Verinnerlichung des religiösen Fühlens erwartet die Verfasserin von den Frauen eine große Wirkung.*[1])

Neben der Anlage zur Frömmigkeit findet die Verfasserin in der weiblichen Individualität eine besonders *starke Kraft der Liebe.*[2]) „Ihnen ist die Fähigkeit zu lieben in fast überschwenglichem Maße verliehen. Die Frauen, die ihrer Natur treu geblieben sind, lieben unendlich, lieben von der Kindheit bis zum höchsten Alter, ohne ein anderes Glück zu wünschen. Ihr Herz liebt, solange es schlägt. Es gibt keinen Augenblick des Lebens, wo die Mutter nicht die Liebe zu ihrem Kinde fühlte, während bei dem Manne das unzerstörbarste aller Gefühle, die Vaterliebe, wohl sich regt, wenn sie geweckt wird, doch nicht fortwährend Herz und Gedanken erfüllt. Liebe ist gewiß die Triebfeder der verschiedensten Handlungen bei den Frauen, wenn sie nicht durch die Eitelkeit verdorben sind."[3]) — Das Entsagen wird ihnen meist leichter als den Männern; andere Wesen in ihrer Notdurft und Hilflosigkeit zu unterstützen, macht ihnen ganz besondere Freude.[4])

Vor allem aber kennzeichnet die Frauenseele in hohem Maße ein zartes *ästhetisches Empfinden.* Begeisterte Bewunderung für die Schönheiten der Natur und Kunst gehört zu den anmutigsten Zügen des weiblichen Gemütes. Ihnen allein eigen ist jener feine *Geschmack,* der sich als *ausgeprägter Schönheitssinn* ebensowohl, wie als feiner *natürlicher Takt* bekundet. „Am deutlichsten kennzeichnet die weibliche Konstitution ein angeborener Sinn für das Richtige (Mutterwitz), eine gewisse Sicherheit des Blickes, die sie, solange sie unparteiisch bleiben, den richtigsten Ausweg finden läßt. Sie scheinen wie aus Eingebung zu bezeichnen, was gerade nottut, ohne dabei zuviel hin und her zu sinnen und sich durch Zweifel und Gegengründe irre machen zu lassen. Ist es ein Instinkt für das Richtige, ein natürlicher Takt für das, was sich gehört, ein Vorauswissen dessen, was der Augenblick verlangen wird? — Ich weiß es nicht. Wir wissen nicht immer Gründe für das, was unser Scharfblick uns zeigt, hat eine Frau gesagt. Und man kann das, was den Frauen eigen ist und was ihnen fehlt, wirklich nicht besser bezeichnen."[5]) — Wenn Frau Necker mit Rousseau in der Annahme übereinstimmt, daß die Frau *dieselben Fähigkeiten* habe

[1]) Éd. pr. II, S. 243 f.; Jacobi a. a. O., S. 14.
[2]) Éd. pr. II, S. 244; Jacobi a. a. O., S. 15.
[3]) Éd. pr. II, S. 244; Jacobi S. 15.
[4]) Ebenda S. 247.
[5]) Ebenda S. 277 f.

wie der Mann, wenngleich *in anderen Proportionen,* so trennt sie sich entschieden von ihm und seinen Nachfolgerinnen in ihrer Auffassung von der *Bestimmung des Weibes.* Sie steht unter der Einwirkung der Romantik und fühlt sich verpflichtet, für die Frau *ein höheres Lebensideal* in Anspruch nehmen zu sollen. Von Rousseau und auch von den Guizots, Rémusats und anderen war der Frau *das Recht der Persönlichkeit* abgesprochen worden; für die Erziehung des schwachen Geschlechtes war deswegen von ihnen und ihrer Zeit wenig getan worden. — *Der Egoismus der Männer* hatte eine höhere Bildung der Frauen zu einem höheren Ziele nicht zugegeben; dieser Egoismus hatte nicht zugelassen, die jungen Mädchen so zu erziehen, daß sie fähig würden, mit nützlicher Tätigkeit und Würde ihre Stelle auszufüllen, welche dies auch sei. „Es scheint immer, als ob es bei der einen Hälfte des Menschengeschlechtes nicht der Mühe verlohne, *sie um ihrer selbst willen auszubilden.* Man sieht in der Frau nicht das Gotteswerk, das seiner Natur gemäß behandelt und bis zu der Höhe sittlicher Vollkommenheit und des Glückes geführt werden soll, die es hienieden zu erreichen fähig ist.“ [1]) Dieser Egoismus des Mannes spricht sich am offensten bei Rousseau [2]) aus, wenn er sagt: „Die ganze Erziehung der Frauen muß sich auf die Männer beziehen; ihnen zu gefallen, ihnen zu nützen, sich ihre Liebe und Achtung zu erwerben, in der Jugend sie zu erziehen, im Alter sie zu pflegen, zu beraten, zu trösten, ihnen das Leben zu versüßen, das sind die Pflichten der Frauen zu jeder Zeit, und das soll man sie lehren von Jugend auf.“ [3]) *Auch Frau Necker betrachtet die Stellung der Frau als Gattin und Mutter als deren Eigenart am meisten entsprechend.*[4]) Aber, und auf diese Auffassung stoßen wir bei ihren Vorgängern kaum, der Hausfrauenberuf ist dennoch *nicht die einzige Daseinsmöglichkeit* für die Frau. Das Weib hat genau wie der Mann als selbständig persönliches Wesen das Recht der freien Entschließung; gewiß, es *kann* den Hausfrauenberuf ergreifen, *braucht* es aber nicht zu tun, und dann bietet sich ja auch nicht allen Frauen die Möglichkeit, ihn auszuüben. „Das aus freier Entschließung gewählte und darum umso heiligere Band der Ehe bestätigt gerade die natürliche Freiheit des Weibes durch die freiwillige Preisgabe derselben. Und da eine große Menge Frauen nicht verheiratet sind oder es nicht mehr sind, so kann nicht das eine ganze Geschlecht dem andern zum Dienen verpflichtet sein. *Die Verpflichtung, die die Frau als Gattin übernimmt, ist eine persönliche, individuelle, und hat ihre ganz bestimmten Grenzen.*“ [5])

Fast die Hälfte aller Frauen — so sagt Frau Necker — bleibt

[1]) Éd. pr. II, S. 257; Jacobi S. 29.
[2]) Émile V, Abs. 5.
[3]) Éd. pr. II, S. 258; Jacobi S. 31.
[4]) Ebenda S. 256 f.
[5]) Ebenda S. 252 f.

unverheiratet.[1]) Ob nun ein Weib Gattin sei oder nicht, immer wird es durch die Verwertung seiner individuellen Anlagen Segen stiften können. — Die Zeit aber muß aufhören, wo man bei der Erziehung der Mädchen nur die Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf im Auge hatte und alle die Anlagen unausgebildet ließ, die nicht unmittelbar die Interessen der Männer angingen; und doch hat das Weib eine ganze Menge Fähigkeiten, *„die mit seiner Bestimmung zur Gattin nichts zu tun haben."*[2])

Ihrer ursprünglichen Bestimmung am nächsten liegt der *Erzieherberuf*, den die verheiratete wie die ledige Frau mit besonderem Erfolge ausüben wird, denn die Frauen sind die *geborenen Lehrerinnen;*[3]) und dann eröffnet das *Gebiet der sozialen Fürsorge* ein weites Feld für die ersprießliche Tätigkeit der Frau.[4])

Auch auf manchen Gebieten der *exakten Wissenschaften* können die Frauen, die einen ganz besonderen Trieb dazu in sich spüren, Beachtenswertes leisten. Ihr Scharfblick, ihre Beobachtungsgabe werden sie in den Stand setzen, die präzisesten Experimente in der Botanik, Insektologie und Meteorologie mit Erfolg anzustellen.[5])

Ausdrücklich warnt dagegen Frau Necker die Frauen vor dem *Schriftstellerinnenberufe.* Das tut sie in völliger Übereinstimmung mit *Frau von Stael,* die wiederholt den Frauen vom Betreten dieser öffentlichen Laufbahn abrät.[6]) Vor allem müssen sie gemahnt werden, nicht blindlings sich auf die *Romanschreiberei* zu werfen.[7]) — Ein Gebiet nur möchte die Verfasserin dem Talente der Frau nicht verschließen: *die Betätigung auf dem Gebiete der Erziehungsliteratur.* „Die belehrenden Volksschriften sind noch weit entfernt, ihrem Zwecke zu entsprechen; zu unzusammenhängend, zu wenig ausführlich oder von einer abschreckenden Trockenheit, haben sie das Anziehende nicht, das Frauen ihnen geben könnten, wenn ihre Kenntnisse genauer und klarer wären. Die Kunst, treffende Beispiele zu finden, auf einfache Menschen durch die rechte Erregung der Einbildungskraft zu wirken, die Saiten des Herzens sanft zu berühren: diese Kunst hat ihnen die Vorsehung verliehen. Möchten doch diejenigen, die nicht durch engere Bande gehalten sind, ihre herrlichen Gaben zur Vervollkommnung ihrer unglücklichen Brüder benutzen, besonders der Klasse der Tagelöhner, die leidender und verderbter als jemals zu sein scheint."[8])

Wir sehen: *Ohne mit den extremsten Vertreterinnen der Frauenbewegung zu gehen,* ohne für die Frauen den Zugang zu den öffentlichen Beamtenstellen, ohne Bürgerrechte für sie zu fordern, *hat*

[1]) Éd. pr. II, S. 256.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda S. 265.
[4]) Ebenda.
[5]) Ebenda S. 530 ff.
[6]) Ebenda S. 535.
[7]) Notice sur le caractère a. a. O., S. 298; Mme de Stael: L'influence des passions [a. a. O., S. 107.
[8]) Éd. pr. II, S. 538; Jacobi S. 373 f.

Frau Necker doch das Feld der Frauentätigkeit auf den der weiblichen Organisation besonders entsprechenden Gebieten zuerst bedeutend erweitert, und Wychgram bemerkt dazu ganz richtig: „Damit tritt Frau Necker an die moderne sogenannte *Frauenfrage* heran, die von ihren Vorgängerinnen im Ganzen doch unerörtert geblieben war." [1])

Wir kommen nun zu der Frage: *Bedingt die eigenartige Konstitution des Weibes und seine besondere Lebensbestimmung eine besondere Bildung seiner Anlagen?*

Wir hatten oben gezeigt, in wie feiner Weise Frau Necker die typisch weiblichen Kräfte darstellt, die alle mehr oder minder mit der *rezeptiven Art* des Weibes zusammenhängen. Diese Fähigkeiten machen den *Geschlechtscharakter* aus; über diesem aber erhebt sich *der höhere Menschheitscharakter.* Das ist eine Einsicht, die sich seit der klassischen Epoche in Deutschland — seit Fr. Schlegel und W. von Humboldt [2]) — öfter wiederfindet. Wir trafen sie bei Jean Paul an, und nun auch wieder bei der Necker. *Das Ideal der einzigartigen Vollkommenheit,* das sie für die Kindererziehung überhaupt fordert, soll auch für die Mädchenerziehung im besonderen gelten: *Vereinigung von denkbar größter Vollkommenheit und ausgesprochenster Originalität.* [3])

Eine höhere Stellung des Weibes, seine Erhebung zu völliger Ebenbürtigkeit mit dem Manne kann nur durch *eine höhere und zwar harmonische Geistesbildung* erreicht werden. Schmerzlich vermißt die Verfasserin in der Gegenwart jene *universale Geistesbildung,* deren sich die Frauen der Renaissance — jener früheren Epoche der Individualität — rühmen durften. [4]) Und doch macht eine harmonischere Entfaltung aller beim weiblichen Geschlecht vorhandenen Anlagen statt der bisher gepflegten Einseitigkeit die unglückliche soziale Lage nach Ablauf von Revolution und Kaiserreich besonders nötig. [5]) „Eine neue Ordnung der Dinge bereitet sich vor. Im Gedränge der verschiedenartigsten Meinungen vereinigt ein einziger Gedanke alle Geister, und dieser Gedanke ist die Hoffnung einer besseren Zeit. *Es sind vielleicht die Frauen, die man vervollkommnen muß,* um diese herbeizuführen. *Bildet sie, und sie werden eure besten Verbündeten sein;* vernachlässiget sie, und ihr werdet fast unübersteigliche Hindernisse zu bekämpfen haben. *Wenigstens muß man,* um sich ihres Beistandes zu versichern, *gerecht gegen sie sein und sich ernstlicher als bisher um ihr Los kümmern. Man muß darauf eingehen, sie an und für sich, unabhängig von ihrem äußeren Einflusse in das Auge zu fassen."* [6])

[1]) Wychgram a. a. O., S. 68.
[2]) Vgl. E. Spranger: W. von Humboldt und die Humanitätsidee a. a. O., 3. Abschnitt 3. Kapitel: Das Problem des Geschlechtsunterschiedes.
[3]) Éd. pr. I, S. 39.
[4]) Ebenda II, S. 282.
[5]) Ebenda S. 238 f.
[6]) Ebenda II, S. 238 f.; Jacobi S. 7.

Eines stellte sich bisher hindernd der allseitigen Geistesbildung der Mädchen entgegen: Neben dem guten Willen fehlte es an *Zeit.*[1]) Da die Töchter möglichst rasch an den Mann gebracht werden sollten, mußte ihre intellektuelle Förderung frühe schon abgeschlossen werden, um mehr Zeit zu gewinnen für die spezifische Vorbereitung auf den Hausfrauenberuf. *Die wichtige Zeit der reiferen Jugend,* besonders die Epoche vom 16. bis 18. Lebensjahr, *war daher meist ungenützt verstrichen.*[2])

In Hinblick auf die harmonische Entwickelung aller Kräfte und aller Anlagen gilt es, *die edleren und erhabeneren Eigenschaften, die zum reinen Menschheitscharakter gehören, besonders sorgfältig auszubilden;* die liebenswürdigen Eigenschaften des weiblichen Geschlechtes werden sich von selbst entwickeln.[3]) Ebenso wie es demnach wünschenswert ist, daß bei der Erziehung der Männer ernstlicher *die Bildung des Gefühls* gepflegt werde, wobei die Verstandeskräfte nur gewinnen können, so sollte umgekehrt bei den Frauen *Nachdenken und Überlegung* mehr geweckt, ja ihnen zur Pflicht gemacht werden. Dabei wird ihre Auffassungsgabe weder an Sicherheit, noch ihre Beurteilungsgabe an Feinheit verlieren. „Die Frauen werden immer einen schnellen und in der Regel richtigen Blick haben; aber es bleibt zu wünschen, daß ihre Urteile durch reifliche Überlegung bestätigt werden, ehe sie in Handlungen oder auch nur in Worte übergehen.“[4]) — Was soll nun für die harmonische Geistesbildung der Mädchen im Unterrichte getan werden? Im Grunde nicht weniger als im Knabenunterrichte: Täglich sind nebeneinander die wichtigsten Gegenstände zu lehren; zur vorwiegenden Bildung der Denkkraft *Naturwissenschaften* (½ Stunde), *Algebra und Geometrie* (½ Stunde); die doppelte Zeit (1 volle Stunde) nimmt täglich der *Sprachunterricht* ein, da dieser mehr als irgend ein anderes Fach geeignet erscheint, *die Geisteskräfte formal und universal zu entwickeln.* Von den klassischen Sprachen wird *Latein,* von den modernen Sprachen *Italienisch* oder *Englisch* neben dem *Französischen**) — dieses ist ja die Muttersprache — gepflegt; zur Förderung ganz besonders der Einbildungskraft dient der *Geschichtsunterricht* (½ Stunde); zur Pflege des „Sinnes für das Malerische“ die *Geographie* (½ Stunde); eine weitere und 4. Stunde ist *Gedächtnisübungen* gewidmet, in denen das Erworbene befestigt wird.[5])

Frau Necker hofft, daß die gleichzeitige Bildung des Mädchens *in den exakten und schönen Wissenschaften* die beste Gewähr geben

[1]) Éd. pr. II, S. 299.
[2]) Ebenda S. 301.
[3]) Ebenda S. 282.
[4]) Ebenda S. 278; Jacobi S. 54.
[5]) Éd. pr. II, Buch II, Kap. 5.

*) Das Deutsche soll wegen des fremdartigen, die Kinder leicht abschreckenden „gothischen Alphabets“ (!) und auch wegen der grammatischen Schwierigkeiten dieser Sprache erst in reiferen Jahren begonnen werden (Éd. pr. II, S. 349 f.).

werde für die Beseitigung der Einseitigkeit und die Herstellung des inneren Gleichgewichtes, die nötige Voraussetzung für die Herausgestaltung des vollkommenen Menschheitsideales.[1] — Die Verfasserin wendet sich entschieden gegen die zu ihrer Zeit noch häufig anzutreffende irrige Auffassung, *als ob ein gut unterrichtetes Mädchen „pedantisch" sein müßte,*[2] daß ihm das spezifisch Weibliche — die Anmut — abgehen und es außerdem weniger geeignet erscheinen würde, die Pflichten der Hausfrau und Mutter zu erfüllen.[3] Bei einem Unterricht, wie sich ihn Frau Necker denkt, die *das formale Prinzip* in den Vordergrund rückt, ist zu solchen Befürchtungen kein Anlaß. — „Die Frauen müssen nach unserer Ansicht viel mehr *Neigung und Empfänglichkeit für wissenschaftliche Bildung* besitzen als gerade ein ausgebreitetes Wissen; und es ist ganz und garnicht zu beklagen, wenn ihr Trieb sich zu unterrichten stärker ist als ihre Gelehrsamkeit. Man gewöhne sie, sich mit angestrengter Aufmerksamkeit zu beschäftigen, man bringe ihnen Lust bei, neue Ideen aufzufassen, man flöße ihnen Neigung dazu ein, selbst mit Schwierigkeiten zu kämpfen, aber man erlasse ihnen die Wissenschaft. Der Zweck, den wir dem Unterrichte überhaupt angewiesen haben, *die formale Entwickelung der verschiedenen Geistesfähigkeiten,* scheint uns also das *Hauptziel bei der Erziehung der Frauen* zu sein."[4]

Die Epoche vom 16. bis 18. Jahre ist nun nach Abschluß der Elementarbildung die geeignetste Zeit, der *besonderen* Geistes- und Geschmacksrichtung des Mädchens gerecht zu werden. Jetzt kann das Nebeneinander der Fächer zurücktreten zugunsten *eines Lieblingsfaches,* etwa der Beschäftigung mit Literatur, das jetzt die für die geistige Bildung angesetzte Zeit voll ausfüllen darf.[5]

Was für die *intellektuelle* Bildung gilt, das hat mit entsprechender Übertragung auch für die Beschäftigung mit den *schönen Künsten* Bedeutung: Nicht um mechanische Fertigkeiten sich anzueignen oder um Talente zu erzielen, wird den Mädchen Musik- und Zeichenunterricht erteilt, *sondern um Auge und Ohr zu schärfen und ihren Geschmack zu bilden.*[6]

Und auch für die *Gemüts- und Willensbildung* gilt als Grundsatz: Erst das Gleichgewicht, dann das spezifisch Weibliche! Erst der allgemeine Gattungscharakter, dann der Geschlechtscharakter! „Wenn Gehorsam, die Tugend der Kindheit, wenn Gerechtigkeit und Wahrheit, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, dem Herzen der Jungfrau fest eingepflanzt sind, dann mag man sich zur Bildung *der Anlagen* wenden, *die ihrem Geschlecht eigentümlich sind.* Ihre Ausbildung wird dann nicht mehr dieselben Gefahren

[1] Éd. pr. II, S. 358 f.
[2] Ebenda S. 328.
[3] Ebenda.
[4] Éd. pr. II, S. 332; Jacobi S. 123.
[5] Ebenda S. 298.
[6] Ebenda S. 368 f.

haben. Wie schade, wenn man sie nicht ausbilden wollte! Wieviel würde das ganze Geschlecht an Glück einbüßen! Die Frauen würden dann überdies nur wie Männer sein und zwar schwache und mittelmäßige Männer."[1])

Sobald also keine Gefahr mehr vorhanden ist, daß die schöne Harmonie der Gemüts- und Willenskräfte gestört werden könnte, auf die im frühen Mädchenalter der Hauptton zu legen ist, kann den besonderen Fähigkeiten der weiblichen Natur *in der reiferen Mädchenzeit* größere Aufmerksamkeit zugewandt werden. — Als typisch weiblich erscheint nun das überwiegende Gefühlsvermögen. Diesem wird die Erziehung im zweiten Kindesalter besondere Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Die Anlage zu *liebevoller Hingabe* erscheint der Verfasserin als der Gegenpol aller Selbstliebe, während zu starke *Empfänglichkeit für Eindrücke von außen* die Aufmerksamkeit der Mädchen zu sehr auf das eigene Ich lenkt.[2]) „Unsere eigenen Freuden und Schmerzen nehmen uns dann mehr in Anspruch als die Teilnahme für andere."[3])

Am reinsten und erhabensten tritt uns nun die Anlage des Weibes zu selbstloser Aufopferung in der *Liebe zum Kinde* entgegen. „Will man die zärtlichen Gefühle in ihrer vollkommensten Reinheit sehen, so muß man an die Mutterliebe sich wenden; sie ist ein Strahl, aus Gottes Liebe für die Menschheit ausgegangen. Jeder Gedanke an Erwiderung und an uns selbst fällt da weg, und vollkommene Selbstvergessenheit tritt ein. Eine Mutter blickt ihr Kind an, sie sieht es schlummern, sie hört es atmen, es scheint ihr glücklich, und sie ist zufrieden, und eine Fülle von Freude durchströmt ihr Herz. Kein anderes Gefühl ist so rührend, und woher das? Es gibt doch gewiß deren sehr lebhafte; aber mit dem Verlangen nach Erwiderung mischt sich die Selbstsucht ein, und dann ist es schon nicht mehr so rein."[4])

Da nun — dank der bisher üblichen Erziehung — der Wunsch zu gefallen und geliebt zu werden, nicht selten zu stark im Mädchen hervortritt, so ist der drohenden Veräußerlichung entgegenzuwirken durch die *Stärkung der edleren Instinkte* in ihm. „Suchet ja die Wärme des Herzens bei eurer Tochter zu erhalten ... Unterdrücket nur die empfindsame Reizbarkeit; besonders hütet euch, das Beispiel derselben zu geben, denn ihr werdet finden, daß eure Tochter von ihrem zartesten Alter an eure Fehler im gesteigerten Maße nachahmt."[5]) Mancherlei Mittel bieten sich an, das Bedürfnis der Hingabe *schon in kleinen Mädchen* zu stärken: Man lasse sie kleine Tiere füttern und pflegen, später kleinere Geschwister anziehen und unterrichten.[6])

[1]) Éd. pr. II, S. 317; Jacobi S. 105.
[2]) Éd. pr. II, S. 318.
[3]) Éd. pr. II, S. 318; Jacobi S. 106.
[4]) Ebenda.
[5]) Éd. pr. II, S. 319 f.; Jacobi S. 108.
[6]) Éd. pr. II, S. 320. Ähnliche Ratschläge gibt Jean Paul (Levana. § 96; S. 117 f.).

Eine besondere Entwickelung empfiehlt sich auch für *den feinen Scharfblick,* der die Frauen in das Innerste fremder Seelen schauen läßt; er ist für sie eine warnende und wegweisende Stimme zugleich.

Der feine Takt steht in enger Beziehung zu der natürlichen *Anmut des Weibes,* zu seinem ausgeprägten *Sinn für das Schöne.* Dieses ästhetische Empfinden zu pflegen, ist umsomehr Aufgabe der Erziehung, als es ja die Bestimmung der Frau ist, *ihrer Umgebung den Reiz des Schönen zu verleihen.*[1]) Auf Anmut in Sprache und Benehmen ist daher besonderer Wert zu legen.[2]) Nicht Pflichterfüllung schlechthin, sondern *hingebungsvolle und freudige Erfüllung aller kleinen und großen Pflichten,* nicht Vollkommenheit an sich, sondern *Vollkommenheit in Verbindung mit moralischer Schönheit, Verbindung von „Anmut und Würde“*[3]) ist das erstrebenswerte Ziel. „Da es (d. i. das Schönheitsgefühl) die Seele aller Kunst ist, so scheint es einen Hauch künstlerischer Begeisterung über das ganze Leben zu verbreiten und dieses harmonisch zu gestalten. Die zierliche Anmut in Sprache und Benehmen, das Bedürfnis sich mit andern auf einen Ton zu stimmen, indem man sie zugleich über ihren gewöhnlichen Ton erhebt, der Sinn für Ebenmaß in allen Stücken — das sind die Vorzüge, welche den Kunstsinn und das Schönheitsgefühl, diese Quelle der Kunst begleiten; *aber freilich müssen zu diesem Gefühle feste Grundsätze hinzukommen,* wenn man wohltätigen Einfluß davon erwarten will.“[4])

In ihrem liebevollen Eingehen auf die *Eigenart der weiblichen Organisation,* in ihrer nachdrücklichen Forderung einer *höheren Stellung des Weibes* und in der Betonung einer höheren *harmonischen Geistesbildung* zur Herausgestaltung des *Menschheitsideales* im Weibe: darin scheint mir die individuelle Bedeutung ihrer Ausführungen über weibliche Erziehung zu liegen.

---

4. Bildung zur Religion.

Als Grundzug in der gesamten Konstitution der Frau Necker ist uns *ihre tiefe Frömmigkeit* erschienen. Diese war in dem Umgang mit einem frommen Vater geweckt und durch die Eindrücke ihrer Vaterstadt gefördert worden, der ein strenger Reformator auf Jahrhunderte hinaus das besondere Gepräge verliehen hatte; ihr war späterhin die gesamte nach Erneuerung und Verinnerlichung des religiösen Fühlens drängende Stimmung der Jahrhundertwende entgegengekommen. Es kann nicht wundernehmen, daß das in ihren reifsten Jahren geborene Hauptwerk ganz und gar durchtränkt

[1]) Éd. pr. II, S. 321.
[2]) Ebenda S. 322.
[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda S. 322 f.; Jacobi S. 111 f.

erscheint von dieser tief christlich-frommen Überzeugung: es ist — wie es der Wunsch der Verfasserin war[1]) — *ein wahrhaft religiöses Buch geworden.*

Der Grundstimmung ihres Wesens entspricht es, wenn sie in diesem Buche der religiösen Unterweisung *den ersten Platz unter den Unterrichtsfächern* einräumt. „Bei einer ernstlichen Prüfung dieses wichtigen Gegenstandes (nämlich des Erziehungssystems) offenbart es sich sofort, daß jedes System, welches auf einem anderen als dem religiösen Prinzip beruht, schon dadurch unvollständig sein muß, weil es die Religion so gut wie ganz ausschließen würde, da man ihr in einem wohldurchdachten Plane *unmöglich eine untergeordnete Stelle* anweisen kann .... Jeder andere Gegenstand der Beschäftigung oder des Gedankens kann eine untergeordnete Stelle einnehmen und auch da noch seinen Wert behaupten ... Mit der Religion aber hat es eine ganz andere Bewandtnis. Da nach dem Begriffe, den man von derselben gibt, hienieden nichts ist, was wesentlicher wäre, da unsere Beziehungen zu Gott, wenn wir einmal an die Möglichkeit, dergleichen zu haben und zu bewahren, glauben, für uns viel wichtiger sind als alle unsere irdischen Verhältnisse, und da die ewigen Interessen, sobald man sie nur so nennt, allen Interessen des Augenblicks vorgezogen werden müssen: so ist auch die Unmöglichkeit klar, den Vorzug, den man irgend einem Gedanken vor dem großen Gedanken der Religion geben möchte, auch nur scheinbar zu entschuldigen."[2])

Da die Idee Gottes gleich der der Unendlichkeit, Schönheit u. a. *von Anfang an* im kleinen Kinde *wenigstens keimartig* vorhanden ist, so kann sie ohne große Mühe zur Entfaltung gebracht werden. „Die Religion schlummert sozusagen in seinem Herzen, und es handelt sich nicht so sehr darum, sie zu erzeugen, als vielmehr nur darum, sie zu wecken."[3])

Da der Zeitgenossin der Romantik die Religion *Herzenssache* ist — „In dem *Herzen* gründet sich ihr Reich; sie ist sein Lebensprinzip und die Triebfeder seiner Tätigkeit!"[4]) —, so kann es sich bei der religiösen Bildung nicht darum handeln, *dem Verstande des Kindes Beweise vom Dasein und den Eigenschaften Gottes vorzuführen.* „Was ist denn nun aber wahrhaft Gegenstand der religiösen Erziehung? Sie soll die kindliche Seele zum Umgang mit Gott führen, *weil* ***das Gefühl*** *eines solchen Umgangs ... das innerste Wesen aller Religion* ist."[5])

Nicht früh genug können darum dem kleinen Kinde die Gefühle der Frömmigkeit eingeflößt werden. Mit dieser Forderung setzt sich Frau Necker in bewußten Gegensatz zu Rousseau, dem das Kind

---

[1]) Éd. pr. I, S. 5.
[2]) Éd. pr. I, S. 262 f.; Wangenheim II, S. 11 f.
[3]) Éd. pr. I, S. 209.
[4]) Éd. pr. I, S. 264; Wangenheim II, S. 13.
[5]) Éd. pr. I, S. 213; Wangenheim I, S. 324.

noch nicht reif für die Religion erscheint.[1]) Oft hält allerdings die Mütter — so glaubt die Verfasserin — eine Art Achtung vor den heiligsten Beziehungen ab, ihre Kinder vor dem Eintritt in das Alter des Verstandes damit vertraut zu machen. Und doch sind die Eltern weniger skrupulös, wenn es sich handelt, die Kinder mit anderen Beziehungen bekannt zu machen, denen ebenfalls Achtung entgegengebracht werden soll. „Erhebt man denn einen ähnlichen Zweifel, wenn es gilt, irgend ein anderes notwendiges oder auch nur löbliches Gefühl anzuregen? Wartet man denn mit der Bemühung, dem Kinde den Vaternamen lieb und heilig zu machen, auf die Zeit, in der es fähig sein wird, sich vollkommen deutlich zu machen, worin denn eigentlich die Vaterschaft besteht? Nennt man ihm den Namen Vaterland nicht früher mit Liebe, als bis es sich von den Rechten und Pflichten eines Bürgers eine Vorstellung machen kann? Du willst deinem Kinde nicht gestatten, vielleicht undankbar gegen Vater und Vaterland zu werden, und dennoch bewahrst du ihm die Möglichkeit, es gegen seinen Gott zu sein!“[2])

Die einfachen Gefühle der Frömmigkeit können auf leichte Art im Kinde zunächst *durch das Gebet* erweckt werden; in den Stunden des Gebetes soll *das Bewußtsein innigster Gemeinschaft zwischen der Menschenseele und Gott* auch im Kinde lebhaft werden. „Das fortwährende Bedürfnis, sich Gott zu nähern, ihn in Leiden anzurufen, ihm sein Anliegen vorzutragen, vor ihm die Handlungen der Vergangenheit und die Vorsätze der Zukunft zu prüfen, ihn um die Kraft zu bitten, welche erfordert wird, um im Guten verharren und dem Bösen entsagen zu können — dieses Bedürfnis kann auch das Kind schon fühlen.“[3])

Schon dem kleinen Kinde soll ferner die Mutter *kleine Geschichten aus der Heiligen Schrift* erzählen, um zunächst das Interesse zu wecken. — Sehr bald wird bei dieser Art von Unterricht auch die *Fantasie* des Kindes lebhaft angeregt werden; mit großer Freude wird es alle die Szenen sich ausmalen, die ihm geboten werden.[4])

Schließlich wird unter den Mitteln zur Begründung des religiösen Gefühles auch *die Musik* erwähnt. Die Harmonie hat auf das Kind *eine magische Wirkung,* vor allem die Harmonie *des Gesanges.* Die Wertschätzung der Musik erscheint bei ihr deutlich als ein romantischer Zug, und sie ist sich ihrer Uebereinstimmung mit Jean Paul bewußt, wenn sie sagt: „Selbst dann, wenn man nur ein einzelnes Kind zu erziehen hat, kann man sich zur Unterstützung der Gottesverehrung der Musik mit Nutzen bedienen. Die Mutter kann schon in dem, was sie ihrem Kinde vorsingt, die Güte Gottes preisen. „Im Gesange“ — sagt Jean Paul Richter — *„im Gesange fällt der Mensch und Ton und Herz in eine Brust,*

[1]) Éd. pr. I, S. 215.
[2]) Éd. pr. I, S. 211; Wangenheim I, S. 321.
[3]) Éd. pr. I, S. 70; Wangenheim I, S. 103.
[4]) Éd. pr. II, S. 325 f.

indes Instrumente ihre Stimmen ihm nur zu *leihen* scheinen; mit welchen Armen kann er nun die kleinen Wesen näher und milder an sich ziehen, als mit seinen geistigen, mit den Tönen des *eigenen* Herzens, mit derselben Stimme, die immer zu ihnen spricht, auf einmal aber sich in der musikalischen Himmelfahrt verklärt?“[1])

Auch *im zweiten Kindesalter* soll es bei dieser Handhabung der religiösen Bildung bleiben. Auch hier wieder *Gebet, Gesang, biblische Geschichten.* Täglich eine volle Stunde ist der religiösen Unterweisung und den Andachtsübungen zu widmen.[2])

Ihrer Betonung des Gefühles in der religiösen Erziehung entspricht ganz ihre ablehnende Stellung zum *dogmatischen Religionsunterricht.* „Selbst noch in einer vorgerückteren Epoche der Erziehung ist *der trockene Katechismusunterricht,* in der Art wenigstens, wie er gewöhnlich in den Schulen erteilt wird, von geringerem Erfolg, da man dabei genötigt ist, die Kinder dunkle Sätze, *die mit keinem Elemente ihres Gemüts verknüpft sind,* Wort für Wort nur wiederholen zu lassen. Dies ist aber das sicherste Mittel, ihnen dagegen einen Ekel beizubringen. Die ernste Wichtigkeit, mit welcher sie die Fehler ihres Gedächtnisses behandelt sehen, beängstigt sie, und die dunkeln Wolken, mit welchen man die religiösen Ideen umhüllt, erregen ein gewisses aus Furcht und Langeweile gemischtes Gefühl, wovon sich zu befreien sie vor Ungeduld brennen.“[3])

Die richtige Art, Religionsunterricht zu erteilen, ist *die historische.* Es ist der Weg, den Christus gezeigt hat, dessen erstes Bestreben war, sich allen verständlich zu machen, auch den Kindern. — Wie sie zugibt, ist Frau Necker besonders *Fénelon* für diese Anregung verpflichtet, der auch den Nachdruck auf *das historische Moment im Religionsunterrichte* gelegt hat.[4])

Nicht daß ihr die Glaubenssätze überflüssig erschienen; aber sie will sie als *Ergebnis* aus den behandelten biblischen Erzählungen herausspringen lassen. Das ist der Weg, den die Heilige Schrift selbst vorgezeichnet hat, denn „in den Heiligen Schriften ist alles *in Handlung gesetzt,* sodaß keine Glaubenswahrheit, keine Lebensvorschrift gegeben wird *ohne Veranlassung oder Begleitung eines Geschehenen.*“[5]) — Die erhabene Gestalt Jesu soll im Mittelpunkt des Unterrichts stehen; um sie herum sollen sich die Geschichten des Neuen Testamentes gruppieren. „An diesen geschichtlichen Faden reihen sich alle Glaubenswahrheiten und alle sittlichen Gebote an; der ganze Unterricht darin wird lebendig.“[6])

---

[1]) Éd. pr. I, S. 235; Wangenheim I, S. 354. Die hier von Mme Necker zitierte Stelle findet sich Levana (Lange) S. 90.

[2]) Éd. pr. II, S. 379.

[3]) Éd. pr. I, S. 226; Wangenheim I, S. 342. Dieselbe Stellung zum Katechismusunterricht nehmen auch Rousseau (Émile IV, Abs. 171) u. Jean Paul (Levana p. 60) ein.

[4]) Vgl. Éd. pr. I, S. 220; Oeuvres de Fénelon. Paris (Didot) 1861. II, S. 484.

[5]) Éd. pr. II, S. 79; Wangenheim II, S. 254.

[6]) Éd. pr. II, S. 80; Wangenheim II, S. 255.

Auf der zweiten Entwickelungsstufe der Kindheit soll aber nicht der Religionsunterricht allein der religiösen Bildung des Kindes dienen, sondern es muß lernen, allenthalben *in der weiten Schöpfung,* in der *Geschichte der Menschheit* und in *seinem eigenen Herzen* die Wirkung der göttlichen Allgegenwart und Allmacht zu spüren. *Das religiöse Prinzip soll alle Unterrichtszweige durchdringen.*[1]) Wie der Geschichtsunterricht dem Kinde vor Augen führen soll, daß Gottes erhabene Ratschlüsse allmählich, aber sicher in Erfüllung gehen,[2]) so ist der oberste Zweck der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, eine religiöse Betrachtungsweise der Natur zu begründen. Die Gefühle der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen den Schöpfer müssen beim Anblick der Gesetzmäßigkeit im Universum geweckt werden.[3])

Eine sinnige Betrachtung der weiten Gottesnatur unter religiösem Gesichtspunkt ist zugleich eine Quelle reinster *ästhetischer* Freude, und nichts wünscht die romantisch empfindende Frau gerade so sehnlich, wie eine derartig innige *Verquickung der ästhetischen und religiösen Gefühle.* „Je mehr du seine Aufmerksamkeit auf die Formen, die Töne und Farben der uns umgebenden Welt lenkst und je deutlicher das Erfreuliche, was uns die göttliche Güte zubereitete, vor seine Augen tritt, einen desto erhabeneren Schwung wirst du seiner Denkkraft geben, und desto sicherer wirst du sein Herz und sein Gemüt der Religion öffnen. *Die Liebe zu Gott, das Gefühl des Schönen, die beiden sich entsprechenden Regungen des Gemüts,* welche ineinander klingen und sich gegenseitig verstärken und heiligen, alles dies kannst du dein Kind in der sinnigen Betrachtung der Natur finden lassen.“[4])

Aber nicht bloß mit den ästhetischen, ganz besonders auch mit den *sittlichen* Gefühlen muß das religiöse Empfinden Hand in Hand gehen. Ausdrücklich bemerkt die Verfasserin am Eingang ihres Buches, daß sie die Religion, wie das dem Zuge ihrer Zeit entspricht, hauptsächlich *in ihrer praktischen Wirkung* betrachten will. „Die Religion muß zu einer *Triebfeder* werden, und dies ist der Gesichtspunkt, den man niemals aus den Augen verlieren darf.“[5])

Da die Bestimmung des Menschen über die Grenzen des irdischen Daseins hinausliegt und dieses Leben nur eine Vorbereitung auf jenes ist, *so muß die Erziehung die Gedanken immer edler und den Willen des Zöglings immer kräftiger machen.* „Die Heiligung des menschlichen Lebens, die Entdeckung und Nutzbarmachung der himmlischen Schätze, die Gott in der irdischen Schöpfung niedergelegt hat, scheint mir die Aufgabe der Erziehung zu sein.“[6])

---

[1]) Éd. pr. I, S. 336 f.
[2]) Ebenda II, S. 354.
[3]) Ebenda I, S. 300 f.
[4]) Ebenda II, S. 32; Wangenheim II, S. 183.
[5]) Éd. pr. I, S. 216; Wangenheim I, S. 328.
[6]) Éd. pr. I, S. 78.

5. Bildung der Fantasie.

Fantasie und Sympathie erscheinen der Frau Necker als die kostbarsten Himmelsgaben der Kindheit.[1]) Wo sie von Anfang an in schönem Bunde auftreten, da sind die günstigsten Voraussetzungen für die gedeihliche Entwickelung des Kindes gegeben; denn die beizeiten kraftvoll und mannigfaltig sich betätigende Einbildungskraft einerseits ist ihr ein glücklicher Hinweis auf die auch später immer wieder *neu und andersartig hervortretende Originalität,* durch die sich die Organisation des Einzelnen von anderen Individualitäten scheidet; und die nimmer verglühende Liebe andererseits ist eine unerschöpfliche *Quelle reinster Harmonie* zwischen dem Individuum und seinen Mitmenschen, die das glückliche Zusammenwirken der Menschheit gewährleistet.[2]) *Ohne Fantasie kein vollkommenes Individuum, ohne Liebe kein vollkommenes Glied der menschlichen Gesellschaft.*

Die Wertung alles Fantasie- und Gefühlsmäßigen bei Mme Necker entspricht ganz dem Zuge ihrer Zeit, die der Überschätzung des Intellektualismus gegenüber vollstes Verständnis für die zarten Seiten des menschlichen Gemütes an den Tag legt. In begeisterten Worten hatten die deutschen Romantiker, u. a. *Novalis* und *Schleiermacher,* die Wirkung der Fantasie gepriesen. In seinen *„Hymnen an die Nacht"* hatte jener den Zauber der „allverwandelnden, allverschwisternden Himmelsgenossin" besungen, die uns über die Leiden dieses Lebens hinweghebt und zur Vorstellung des höheren Lebens im Jenseits emporträgt.[3]) — In seinen *„Monologen"* hatte der ihm so wesensverwandte Schleiermacher die „Götterkraft" der Fantasie gerühmt, nur freilich mit weit größerer Wertung ihrer Schwungkraft für dieses irdische Dasein, aus einer weit daseinsfreudigeren Stimmung heraus, wie sie der Freund nicht besaß, der im Tode immer nur das Erwachen zu einem schöneren Dasein erblickte.[4])

Das Verdienst aber, die Fantasie zuerst *in ihrer erzieherischen Bedeutung* voll gewürdigt zu haben, dürfte dem Verfasser der „Levana" zukommen, dem es wie kaum einem Pädagogen vor ihm gelungen war, das Kindesherz in seinen verborgensten und dunkelsten Tiefen zu erforschen und sich mit feinstem Verständnis besonders in das kindliche Gemütsleben hineinzuversetzen. Er betrachtet *die schöpferisch tätige Fantasie* als die *unerschöpfliche und ewige Quelle reinster Freude* für das Kindesherz;[5]) und von der Tatsache ausgehend, daß sich die Fantasie des Kindes am ersten und stärksten *im schaffenden und gestaltenden Spiel* be-

[1]) Éd. pr. I, S. 252.
[2]) Ebenda.
[3]) Novalis: Hymnen an die Nacht (Inselverlag), S. 18.
[4]) Fr. Schleiermacher: Monologen, Teil IV: Aussicht.
[5]) Levana (Lange) S. 82.

kundet, mahnt er die Eltern, ihren Kindern möglichst einfache Spielsachen zu geben, aus denen sie alles Erdenkliche machen, die sie in das umwandeln können, was sie gerade brauchen.[1])

Die feinen Beobachtungen Jean Pauls, die einen so tiefen und gesunden Blick in die Kindesseele verraten, hatten auch auf die scharfsinnige und gemütvolle Verfasserin der „Éducation Progressive" ihre Wirkung nicht verfehlt. Manche mit Jean Paul übereinstimmende Anschauungen, zahlreiche Zitate aus seiner Erziehungsschrift, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen und vor allem in der Frauenwelt so sehr beliebt war, legen davon Zeugnis ab. — *Zu der Wunderkraft der Fantasie hat überhaupt Frau Necker ein besseres Verhältnis gewonnen als Rousseau und alle seine Nachfolgerinnen;* zum ersten Male in der französischen Pädagogik ist von ihr diese Anlage in ihrer vollen Bedeutung, in ihrer Entwickelung und erzieherischen Behandlung auf den verschiedenen Entwickelungsstufen dargestellt worden.

Die ausgesprochene Feindin des *Positivismus* hat es für nötig erachtet, als Gegengewicht zu allem einseitig Verstandesmäßigen das ihr höher erscheinende *Ursprüngliche und Triebmäßige in der Fantasie* besonders zu betonen.[2])

Wir bemerkten schon am Eingang dieses Abschnittes, daß Frau Necker die Fantasie als *eine edle Himmelsgabe* betrachtet, die schon im kleinen Kinde ihre Wirkung kraftvoll entfaltet und zusammen mit der Sympathie einen wichtigen Faktor der *geistigen und sittlichen Entwickelung* darstellt. Nur zu schnell aber verliert das Ursprüngliche und Triebhafte im Menschen die Oberhand; darum heißt es auf die Bildung der Fantasie beizeiten achten. „Die Blüte der Ulme ist schon im Frühjahre vorüber; kaum haben sich ihre Blätter entfaltet, so überläßt sie auch schon die leichten Samenkörner den spielenden Winden. *So die Einbildungskraft der Kindheit.* Vorschnell in ihrer Entwickelung, und wenn auch nur sehr einfach in ihren Gestaltungen, doch mächtig in ihren Wirkungen, verschönert und beseelt sie die ersten Tage des Lebens und trübt diese wohl auch zuweilen; sie überflügelt anfangs alle übrigen Anlagen und Vermögen der Seele, dann aber schwindet sie nach und nach in dasjenige Verhältnis zu diesen herab, in dem wir sie gewöhnlich an den Menschen unseres Himmelsstriches wahrnehmen." [3])

Deutlich zeigt sich beim 3—4jährigen Kinde, wie groß das Übergewicht der geradezu *triebhaft* sich in ihm betätigenden Fantasie gegenüber der von ihm gemachten *Erfahrung* ist: Wohl werden einzelne Tatsachen von ihm festgehalten; aber es vermag den Zusammenhang zwischen ihnen nicht festzustellen; von den im Sein und Werden vorhandenen Gesetzen hat das Kind noch keine Ahnung.

[1]) Levana (Lange) S. 82 f.
[2]) Éd. pr. I, S. 252.
[3]) Ebenda S. 184; Wangenheim I, S. 278.

Nur so ist es erklärlich, daß es *das Wunderlichste für möglich und wirklich* hält, daß das spielende Kind auch dann in seiner Scheinwelt weiterlebt, nachdem ein und dasselbe Spiel von ihm öfter wiederholt worden ist, ohne daß der Zauber des Unwirklichen ihm verloren gegangen wäre. „In diesem Alter hat das Kind noch zu wenig Erfahrungen gemacht, als daß es über die Verhältnisse der Dinge aufgeklärt sein könnte, und in seinem Gedächtnisse sind nur vereinzelte Tatsachen aufgespeichert, aus denen es noch keine allgemeinen Gesetze zu abstrahieren vermag, sodaß es von der in unserer Welt herrschenden Ordnung noch keine klare Vorstellung haben kann. — Gib nun einem solchen Kinde eine Schachtel mit Konfekt, und es wird dieselbe alle Augenblicke öffnen, um nachzusehen, ob es wirklich noch darin ist. Verbirg dich hinter einem Vorhange, und das Freudengeschrei, in welches das Kind bei deinem Wiederhervortreten ausbricht, beweist, daß es über dein Verschwinden wohl betrübt, *keineswegs aber sehr erstaunt gewesen sein würde.*“ [1])

Darin liegt nun das Typische der kindlichen Fantasie, daß sie sich nicht wie so oft die des Erwachsenen in der Erinnerung an vergangene Stunden noch auch in dem Hervorzaubern künftigen Glückes ergeht, *sondern sich voll und ganz mit der Gegenwart beschäftigt.*[2]) An kommende Stunden denkt das Kind nur dann, wenn diese in greifbarer Nähe liegen und ihm obendrein *Angenehmes* in Aussicht stellen. So mag es vorkommen, daß es die Tage mit Ungeduld zählt, die bis zu einem nahen Festtage vergehen müssen.[3]) — Ganz anders aber dann, wenn ihm Unheil bevorsteht und dazu vielleicht noch in einiger Ferne. „Ein entferntes Übel erscheint ihm nicht als solches. An etwas Unangenehmes glaubt es im voraus entweder garnicht, oder wenn es eine Vorstellung davon hat, beseitigt es diese, indem es sagt: *Bis dahin hat es noch lange Zeit!* In seinem natürlichen und gesunden Zustande kennt also das Kind wohl die Hoffnung, aber nicht die Furcht. Mit solcher Sorgfalt sichert ihm der Himmel sein Glück.“ [4])

So reich an innerem Leben, an Fähigkeit zu eigenster Gestaltung ist das Kind schon in seiner ersten Entwickelung, daß es nicht besonderer Veranstaltungen seitens der Erzieher bedarf, um ihm Freude zu machen. Es braucht keine kunstreich ausgestattete Erzählung; *bietet ihm eine einfache Geschichte, erdichtet oder wirklich geschehen, in schlichten Worten,* und der kleine Zuhörer wird mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Nur eines ist zu beachten: *Nicht die geringste Kleinigkeit* darf bei wiederholter Darbietung geändert werden. „Er will den ganzen Vorgang wiederhaben; der geringste Umstand, den du hinwegläßt oder hinzufügst, verscheucht

[1]) Éd. pr. I, S. 185; Wangenheim I, S. 278.
[2]) Éd. pr. I, S. 194.
[3]) Ebenda.
[4]) Ebenda; Wangenheim I, S. 292 f.

die Illusion, in der er sich wohlgefiel."[1]) Der kleine Geist ist unermüdlich in der schöpferischen Ausgestaltung des ihm vorgelegten Materials; aber die einmal von ihm gestalteten Erzeugnisse behandelt er als etwas Wirkliches, das er nicht zerstört haben will.

Dasselbe gilt auch für seine *Spielsachen.* Diese brauchen, ja sollen nicht kostspielig und feingedrechselt sein; *je einfacher, desto besser.* Auch den schlechtesten und gröbsten Nachbildungen der Wirklichkeit haucht der junge Schöpfergeist Leben und Bewegung ein. Aus den einfachsten Mitteln ist er fähig, sich eine reiche und bunte Welt zu zimmern; je mehr sich seine Fantasie schöpferisch betätigen kann, desto größer ist des Kindes reinste Freude. Darum ermüden die Spielsachen, *die zu genaue Nachbildungen der Wirklichkeit sind,* die Kleinen sehr rasch. „Es bewundert sie, es ist davon entzückt, aber die zu genaue Form des Gegenstandes hemmt die Tätigkeit seiner Einbildungskraft. Sie bietet ihm nur ein einziges Original, und wie könnte dieser vereinzelte, feststehende Gegenstand eines Vergnügens das Kind, das nach Mannigfaltigkeit strebt, lange fesseln? Ein kleiner wohlgekleideter und vollständig bewaffneter Soldat ist ihm eben nur ein Soldat; er kann nie den Vater des Kindes oder eine andere Person vorstellen."[2]) — *Das Spielzeug, das es selbst erfunden, gefällt dem Kinde am besten;* es fühlt sich am wohlsten, wenn es originell und individuell mit dem gebotenen Stoff verfahren kann. „Man möchte sagen, der Geist des Kindes fühle sich mehr in seiner Ursprünglichkeit, in seiner Eigentümlichkeit, wenn er in jedem Momente der Erregung alle Dinge zur Verwirklichung dessen, was das Kind sich wünscht, herbeiziehen und alles, was es umgibt, zu Mitteln seiner Befriedigung umschaffen kann. Aus einem umgekehrten Schemel macht es einen Kahn oder ein Cabriolet; wieder aufrecht gestellt, wird er ihm zum Pferde oder zum Tische; ein Pappkasten wird zum Hause, zum Schranke, zum Karren, kurz zu allem Möglichen."[3]) *Gebt darum dem Kinde das Arbeitszeug, daß es seine Spielsachen selbst herstellen kann:* Gebt ihm Bretter zum Bauen, Sand oder Ton zum Formen![4])

Ganz richtig hat Frau Necker beobachtet, daß das Kind in seinen Fantasiespielen gern die *berufsmäßige Tätigkeit Erwachsener* mit größtem Ernst und Eifer nachahmt: So sah sie ein erst 1½ Jahre altes Mädchen anhaltend und fleißig mit seiner Puppe beschäftigt; es brachte sie zu Bette, gab ihr zu essen, wickelte sie warm ein, ja es erteilte ihr gute Lehren und zankte sie derb aus.[5]) — Einem Knaben von 2½ Jahren sah die Verfasserin beim Kutscherspielen

[1]) Éd. pr. I, S. 187; Wangenheim I, S. 281.
[2]) Éd. pr. I, S. 188; Wangenheim I, S. 283.
[3]) Ebenda.
[4]) Vergl. dazu die Ausführungen Jean Pauls, vor allem Levana (Lange) S. 83: „Ich kenne einmal für Kinder in den ersten Jahren kein wohlfeileres, mehr nachhaltendes . . . Spielzeug als . . . Sand."
[5]) Éd. pr. I, S. 188.

zu: Seine Pferde waren zwei Stühle, das Geschirr bestand aus einigen Bändern; das Kind saß auf einem dritten Stuhle dahinter und leitete sein Gespann mit Peitsche und Zügel. Es wiegte sanft den Körper wie der Fuhrmann, dessen Pferde im vollen Laufe sind.[1]) „Allmählich aber wird diese Bewegung langsamer, das Kind verfällt in einen Zustand der Ruhe, der dem Schlaf sehr nahe kommt, und doch dauert bei ihm die Illusion noch fort; denn sobald sich jemand vor seine Pferde hinstellt, stört es dieses Hindernis. Dann gerät es in Zorn und ruft trostlos, daß man seine Pferde am Weiterlaufen hindert.“[2])

Besonders wertvoll erscheint mir die Beobachtung der Frau Necker, daß das Kind in seinen Spielen zuweilen ein *körperliches Symbol* überhaupt nicht braucht: Derselbe Knabe, der den Kutscher spielte, vertrieb sich ziemlich regelmäßig die Zeit damit, *Hühner mit Getreidekörnern zu füttern,* von denen die einen wie die anderen lediglich in seiner *Einbildungskraft* vorhanden waren. Man mußte ihm die Tür zu dem Zimmer, wo sie sein sollten, immer offen lassen; und wenn sie etwa ja jemand zuschloß, so begann er sogleich zu weinen: „Man will meine armen Enten und Hühner nicht herauslassen.“[3])

Das ganze Dasein der Kinder ist ein lachender Traum, willkürlich in die Länge gezogen. Sie sind fortwährend *Dekorateure, Schauspieler, Dichter.* „Alles, was die Dichter besungen haben, alles, was die Mythologie geheiligt hat, alles, was der Aberglaube an Geheimnisvollem in der Natur zu erblicken geglaubt hat, finden wir wieder — in naiver oder manchmal burlesker Einkleidung — in der ersten Kindheit.“[4])

Eine *Gefahr* wird die Fantasie nur, wenn ihre *Lebhaftigkeit* sich ins Ungemessene steigert, sodaß z. B. das Kind furchtsam wird. Das Reich der Möglichkeiten ist ja unbegrenzt für die kleinen Wesen. Die Dunkelheit kann Ungeheuer wie Abgründe bergen; Gespenster können aus der Erde hervorsteigen und sich auf das Kind stürzen, und die Feueresse ist ein Ort, wo Dämonen und Zwerge sich aufhalten mögen.[5]) Töricht wäre es, die Leichtgläubigkeit der Kleinen aufs Spiel setzen zu wollen. Die Spiele, die Rousseau für das Dunkel der Nacht empfiehlt, hält die Verfasserin nicht für geeignet, die Kinder von der Furcht zu heilen.[6]) Gespenstergeschichten dürfen daher nicht erzählt werden.

Im wesentlichen wird der Erzieher dafür Sorge zu tragen haben, daß in der ersten Kindheitsepoche die Fantasie sich in freiester

[1]) Éd. pr. I, S. 189.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda; man vergleiche dazu das von Compayré a. a. O. (Ufer) S. 201 angeführte Beispiel von einem kleinen Mädchen, das mit einer Freundin spielt, die auch nicht in Wirklichkeit vorhanden ist.
[4]) Éd. pr. I, S. 189.
[5]) Ebenda S. 192.
[6]) Vgl. Rousseau, Émile Buch II, Abs. 221 ff. (Sallwürk). Éd. pr. I, S. 193.

Weise entwickeln kann. Im Alter der Instinkte, das so rasch verfliegt, darf das Ursprüngliche und Natürliche nicht beschnitten werden. Wohl dem Kinde, solange Frohsinn und Fantasie in seiner Seele das Übergewicht haben![1]) Nur zu bald naht das Alter des Verstandes, und dann heißt es der Fantasiebildung große Sorgfalt angedeihen lassen, wenn sie nicht in falsche Wege geraten soll.

Ganz entschieden fordert die Einbildungskraft auf dieser Stufe eine vorsichtigere Behandlung als die übrigen geistigen Fähigkeiten des Kindes. *Regeln, zügeln* und *dämmen* wird hier *weit öfter nötig* sein als anderswo.[2]) — Diese Auffassung der Frau Necker steht im innigsten Zusammenhange mit ihrer Lebensanschauung überhaupt. Hinter ihr lag das 18. Jahrhundert, lagen die Zeiten der *Rationalisten und Philanthropisten,* die verlangten, daß man von den frühesten Jahren des Kindes an sich nur an den *Verstand* desselben wenden sollte, die alles *Poetische* und *Ideale* für eine Gefahr ansahen, welche zur Schwärmerei führte. — Dieser Auffassung war Frau Necker ebenso abhold wie der *extrem sentimentalen Richtung* in der zeitgenössischen *Romantik,* die die Sache umkehrte und die Fantasie ins Krankhafte steigerte (Vgl. Alfred de Musset!). Die Konsequenzen dieser Richtung lagen ihr klar vor Augen: Mystizismus, Aberglaube, Schwärmerei mußten da ihre üppigsten Blüten treiben. Vor Überspannung hatte sie *das Geschick ihrer innigsten Freundin,* der Frau von Stael, gewarnt. Sie selbst sagt von dieser: „Nicht ihre hohe Begabung darf man verantwortlich machen für die Leiden, die sie hat erdulden müssen; ihre Talente haben ihr nichts als den schönsten Trost bereitet; *ihre große und verzehrende Fantasie* ist es gewesen, die ihr Gemüt erschüttert und ihre Seelenruhe zerstört hat; und diese an sich vielleicht erhabenste aller Gaben, die einzigartiges leistet, sobald sie im Bunde mit anderen hervorragenden Geisteskräften schafft, hat aus ihr eine unglückliche Frau gemacht. Bei ihr war das Verhältnis zwischen der Fantasie und den übrigen Anlagen ein zu ungünstiges."[3])

Die Mitte zwischen den Extremen kann auch hier nur der rechte Weg sein. Die von der Natur uns gegebene Kraft muß *erhalten* und *gebildet,* darf aber nicht *verbildet* werden. *Nur dann wird sie dem Menschen von Segen sein, wenn sie in schönster Harmonie mit den übrigen Seelenkräften wirkt.* „Sehen wir in der Einbildungskraft nicht immer eine Muse, die bald mit Blumen bekränzt, von schöner Begeisterung ergriffen ist, bald aber, mit Dolchen bewaffnet, ihr Opfer rastlos verfolgt; betrachten wir sie vielmehr als eine notwendige, mit dem ganzen Systeme unserer geistigen Organisation auf das innigste verflochtene Funktion der menschlichen Seele."[4])

Beklagenswert sind die Menschen, die das hohe Gut der Fanta-

[1]) Éd. pr. I, S. 194.
[2]) Éd. pr. II, S. 140.
[3]) Notice sur le caractère .... de Mme de Stael a. a. O., S. XIV.
[4]) Éd. pr. II, S. 142; Wangenheim II, S. 345.

sie in zu geringem Grade besitzen: Sie charakterisieren sich durch *Gleichgültigkeit, Interesselosigkeit* und *Schaffensunlust.* Was für einem Beruf der Einzelne auch nachgehen mag, die Einbildungskraft ist ihm unentbehrlich. „Was ist dann zu machen, wenn man einsehen muß, daß in dieser Welt ohne Einbildungskraft auch ganz und garnichts vorwärts geht und ohne sie kein ernster Beruf erfüllt wird; die Geschäftsmänner ihre Pläne nicht ausführen; die Ärzte kein Vertrauen einflößen; die Advokaten keinen Prozeß gewinnen können und die Professoren ihre Zuhörer, die ihnen nicht folgen können, so gerne sie vielleicht möchten, langweilen; und die gescheitesten Leute selbst in ihren Familien kein Ansehen zu behaupten vermögen, *da sie,* mögen sie reden oder schreiben, *ohne eine ihnen entgegenkommende Einbildungskraft keinen Eindruck zu machen imstande sind?*“ [1])

Wie könnte denn auch ein Mensch das Ziel individueller Vollkommenheit erreichen, wenn seinen Handlungen die Hingebung fehlt (beauté morale), auf die Frau Necker so hohen Wert legt?[2])

Aufs mannigfaltigste differenziieren sich nun die Kinderindividualitäten in Hinsicht auf den Grad der bei ihnen vorhandenen Fantasie. Dieser verschiedenen Organisation entsprechend muß nun auch die Behandlung der Kinder verschieden sein. — *Der Frau Necker erscheinen die mit Fantasie gering begabten Kinder die am wenigsten angenehmen und die am schwersten zu behandelnden.* Man weiß nicht, wo man sie fassen soll: ihnen geht die *Anmut* ebenso sehr ab wie die natürliche *Heiterkeit* des Kindesalters.[3])

Welche Faktoren sind nun in der Bildung der Einbildungskraft auf der zweiten Kindheitsstufe besonders zu beachten? Als erstes Mittel für die Pflege der Fantasie kommt die *Natur* mit ihrer beruhigenden Wirkung in Frage. Die sanften Eindrücke einer friedlichen Landschaft sind am besten geeignet, das Gemüt der Kinder günstig zu beeinflussen. Darum gönne man ihnen viel Bewegung in der freien Luft.[4]) „Wenn sie der Glut der Sonne getrotzt, die Müdigkeit erduldet, Hunger und Durst gelitten und ein stürmisches Wetter ertragen haben, so werden sie die Poesie noch besser verstehen, und die Dunkelheit des Waldes, die erfrischende Kühle der Quelle, das Rauschen der Gewässer und der Schutz, den eine einsame Grotte oder die Hütte des Armen gewähren können, erhalten für sie einen eigentümlichen Wert. So werden Gefühle erzeugt, und so wird ein Leben gestaltet, welches die Kunst in ihren Werken verschönert und lebendig darstellt. *Für die Sprache der Einbildungskraft dient die Natur zum ersten Wörterbuche.*“[5]) — Das entspricht dem Wesen der von Jugend auf für ihre schöne Heimat begeisterten

---

[1]) Éd. pr. II, S. 143; Wangenheim II, S. 347.
[2]) Vgl. oben Teil III, Abschn. 1.
[3]) Éd. pr. II, S. 143.
[4]) Ebenda S. 150 f.
[5]) Éd. pr. II, S. 150; Wangenheim II, S. 357.

Naturfreundin ebenso sehr wie dem der durchaus *romantisch fühlenden* Zeitgenossin der Chateaubriand und Lamartine.[1])

Erst in zweiter Linie kommt *die Lektüre* für die Anregung der Fantasie in Betracht. Keinesfalls darf die Lesewut beim Kinde großgezogen werden: Zu rasch aufeinander folgende Eindrücke verwischen sich gegenseitig, sodaß zu vieles Lesen nicht wirklich Erholung, sondern nur Verwirrung, Ermüdung und Abspannung zur Folge hat.[2]) Die Kinder dürfen nur wertvolle Bücher lesen — Frau Necker wendet sich entschieden gegen die schon zu ihrer Zeit vorhandene Schundliteratur —, als guten Lesestoff empfiehlt sie die Erzählungen der *Mme Guizot* und der *Miss Edgeworth.*[3])

Ihrer besonderen Wertschätzung erfreut sich das *Märchen.* — Die Philanthropisten hatten dieses als Bildungsmittel verworfen. Die Märchen waren diesen Leuten zu wenig wahrscheinlich, ihrem hausbackenen Sinn ging die Abweichung vom gewöhnlichen Gang der Dinge gegen den Strich. *Das Schöne und Wundersame der erdachten Welt blieb den Realisten und Materialisten fremd.* — Erst der Pädagog *Niemeyer,* dessen Schriften gerade in dem auf den Philanthropismus folgenden Menschenalter eine gewaltige Verbreitung und Anerkennung fanden,[4]) und *der Verfasser der „Levana“,* der alles andere war als kalter Verstandesmensch, haben dem Märchen zu einer höheren Wertung seitens der Erzieher verholfen. Und wenn unsere Mme Necker auf das Urteil von irgendwelchen Pädagogen viel gehalten hat, so sind es diese beiden gewesen,[5]) die sie auch in ihren Ausführungen über die Fantasiebildung immer wieder heranzieht. *Die Zeit nach der Aufklärung, vor allem aber die Romantik, ist es gewesen, die dem Wundersamen wieder zu seinem Rechte verholfen hat.* Von *Tieck* war ja das *Wunder* der Romantik entdeckt worden. „Solches Wunder entspricht der Seele des Romantikers, der durch die Hülle der Sinnenwelt hineinblicken möchte in das Geheimnis, das hinter dieser Hülle verborgen liegt, der ahnungsvoll träumerisch nicht in dem Alltäglichen und Allverständlichen, sondern im Übersinnlichen die Wahrheit ergreifen möchte. Zu ihr spricht, was gegen andere stumm bleibt: Die beseelte und die unbeseelte Natur. Gespenster, Elfen und Feen werden in solcher Anschauung das Selbstverständliche, ja selbstverständlicher als die Philister, die tagaus, tagein die Wege des Romantikers kreuzen.“[6])

Ganz im Sinne der Romantik redet nun auch Mme Necker den Märchen, den Geschichten vom Däumling und Aschenbrödel, den Göttersagen als Lese- und Erzählungsstoff warm das Wort.[7]) „Mir

[1]) Vgl. Éd. pr. II, S. 181 f.
[2]) Éd. pr. II, S. 149 f.
[3]) Ebenda S. 156.
[4]) Vgl. P. Barth: Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Leipzig [1908. S. 434.
[5]) Niemeyer zitiert sie z. B. II, S. 135; II, S. 149.
[6]) O. Walzel: Deutsche Romantik S. 139.
[7]) Éd. pr. II, S. 161.

ist der gläserne Pantoffel lieber als ein tadellos geschnürtes Modestiefelchen, eine Haube aus Karfunkeln lieber als ein prächtiger Hut von entzückendem Sitz, mir gefällt ein Wagen besser, der von Drachen durch die Lüfte gezogen wird, als ein eleganter Tilbury, von einem reizenden jungen Menschen gelenkt."[1])

Wie gesagt, auch die antiken *Mythen* will sie — und das dürfte für die französische Pädagogik ihrer Zeit neu gewesen sein — dem Kinde vorgeführt wissen. Aber nicht entfärbt und entstellt sollen die Göttersagen geboten werden, und auf *die allegorische Deutung* derselben soll man nicht unnütz die Zeit verschwenden.[2])

Die Ratschläge der Mme Necker für die Bildung der Fantasie haben im allgemeinen Geltung für die Erziehung der Knaben wie die der Mädchen. Spaziergänge durch die weite herrliche Natur der Heimat, Märchen und Göttersagen, gute Erzählungen, der Unterricht in Geschichte und Erdkunde, Einführung in die klassische Literatur sind hier wie dort die geeigneten Mittel, den Schwung der Fantasie zu erhalten und zu beleben. Nur eigentlich in einem Punkte bedarf die Fantasiebildung der Mädchen der Individualisierung. Da bei ihrem hervorragend *empfangenden Seelenvermögen*, ihrer starken *Gefühlsmäßigkeit* durch ungeeignete Lektüre sehr leicht die schöne Seelenkraft der Fantasie ins Krankhafte gesteigert werden könnte, so heißt es, in der Auswahl des Lesestoffes für das weibliche Geschlecht sehr vorsichtig sein. — *So wertvoll der Frau Necker das Märchen, so gefährlich erscheint ihr der Roman für die Seele des Mädchens.*[3]) Die Romanlektüre führt das junge Mädchen von den ernsten Studien, vom klaren und richtigen Denken ab. Seine Einbildungskraft beschäftigt sich dann zu sehr mit der eigenen Person, und da viele Mädchen ehelos bleiben, müssen alle diese Täuschungen, diese blendenden Bilder und Hoffnungen, wie sie durch vieles Romanlesen entstehen, gefährlich wirken. Leidenschaften werden da in den jungen Seelen entfesselt, die sie tief unglücklich machen können.[4]) Nur die Romane des englischen Romantikers *Walter Scott* will Mme Necker dem Mädchen zum Lesen in die Hand geben; denn sie „stellen die menschliche Natur in einem richtigeren Lichte dar, und eine einzelne Leidenschaft beherrscht in ihnen nicht alle übrigen. Sie sind auch unter allen Romanen am wenigsten schädlich."[5])

Mit welchen Mitteln soll man nun der den Mädchen so tief eingewurzelten Neigung zum Romanlesen entgegenarbeiten? Jedenfalls darf an Stelle der Lektüre *nicht etwa eine einsame Beschäftigung* treten, bei der das Mädchen Zeit hat, sich mit dem eigenen Ich fortwährend zu befassen, wie etwa *Handarbeiten,* die es aus-

[1]) Éd. pr. II, S. 161.
[2]) Éd. pr. II, S. 160. Als Muster stellt sie ihren Landsleuten das Unternehmen des Deutschen Karl Philipp *Moritz* (1756—1793) hin („Götterlehre." Berlin 1791).
[3]) Éd. pr. II, S. 444 f.
[4]) Ebenda S. 445 f.
[5]) Ebenda S. 446 (Anmerkung).

führt, ohne daß es daran zu denken braucht.[1]) — Sie gibt damit Jean Paul recht, der gesagt hat, „daß die Nadel mehr Mädchen verderbe als die Romane.“[2])

Am ehesten werden die Gedanken des Mädchens in die rechte Bahn geführt werden durch die Anleitung zu ernster *geistiger Tätigkeit* und — was der Verfasserin besonders wertvoll erscheint — durch die *Ausübung christlicher Liebestätigkeit.* Aus dem passiven Zustande wird das Mädchen zu rühriger Tätigkeit gebracht, und die unnatürlich gesteigerte Fantasie, die sich mit dem eigenen Selbst fortwährend beschäftigte, wird nicht länger krankhaft alles andere überwuchern. Das junge Mädchen wird *von seinen eingebildeten Leiden abgelenkt* und lernt nun *die wirklichen Leiden* dieses Daseins kennen, „und während es lernt sie zu heilen, wird es die Güter desselben besser würdigen.“[3]) So erscheint das Gebiet der sozialen Fürsorge auch unter diesem Gesichtspunkte ein besonders geeignetes Arbeitsfeld für das weibliche Geschlecht. In diesem werktätigen Schaffen werden die romanhaften Illusionen rasch zerfließen, für die hier weder Raum noch Zeit ist. „Dann wird das Mädchen durch Erfahrungen mehr erprobt und, des Beistandes von oben gewiß, jene vortreffliche Vorschrift befolgen: *Behüte dein Herz mehr als alles andere, was man behütet!*“[4])

6. Das Prinzip der harmonischen, formalen Geistesbildung.

Während die Ausführungen der Mme Necker über die Bildung der Fantasie im ganzen über das von Jean Paul Geforderte kaum hinausgehen, mit dessen Anschauungen sie sich aufs engste berühren, ist unsere Verfasserin in einem Punkte wesentlich über ihn hinausgeschritten: *in der Wertung der schönen Wissenschaften für die Bildung der weiblichen Fantasie.*

Um die Betonung der klassischen Studien bei ihr richtig zu würdigen, müssen wir auch hier die Ansichten der Mme de Stael als Parallele heranziehen. Von ihr wissen wir ja, daß sie mit der Freundin die *Abneigung gegen alle einseitige und übertriebene Verstandeskultur* teilt. Nachdem sie schon vor ihrer Reise nach Deutschland durch die Ausführungen ihres Landsmannes Charles de Villers auf die Überlegenheit der *deutschen* Bildung, die unter dem Einfluß des deutschen Idealismus eine so schöne Blüte erreicht hatte,

[1]) Éd. pr. II, S. 449 f.

[2]) Éd. pr. II, S. 450, Anmerkung. Gemeint ist die Stelle im 4. Bruchstück der Levana (S. 164. Lange): „Die meisten Fingerarbeiten, womit man das weibliche Quecksilber fixiert, führen den Schaden mit sich, daß der müßig gelassene Geist entweder dumpf verrostet oder den Wogen der Kreise nach Kreisen ziehenden Phantasie übergeben ist. *Stricknadel und Nähnadel halten z. B. die Wunden einer unglücklichen Liebe länger offen als die Romane.*“

[3]) Éd. pr. II, S. 451; Jacobi S. 268.

[4]) Ebenda.

gegenüber der *französischen* Geisteskultur hingewiesen worden war,[1]) hat sie in ihrem Buche „Über Deutschland" ihre durch die Eindrücke jener Reise bestätigten Anschauungen über das deutsche Bildungswesen niedergelegt.

In anerkennenden Worten spricht sie hier von der Selbstverwaltung der deutschen Universitäten, von der Tüchtigkeit ihrer Dozenten und dem ausgezeichneten Geiste, der unter den Studierenden herrscht.[2]) Was aber dem deutschen Bildungswesen seine Überlegenheit gibt, das ist nach ihrer Meinung die Tatsache, daß es ganz und gar auf das *Studium der schönen Wissenschaften* (belles lettres) gegründet ist, das wie kein anderes ihr geeignet erscheint, die Geistesanlagen in ihrer Gesamtheit zu entwickeln.[3]) Mit dieser Wertung der schönen Wissenschaften *für die formale und harmonische Bildung des Geistes* hängt es zusammen, daß man sich in Deutschland mit der fremdsprachlichen und besonders der antiken Literatur viel eingehender befaßt als anderswo, daß man in diesem Land kaum Leute findet, die sich nicht mit mehreren Sprachen durch die Lektüre vertraut gemacht haben und daß die von der Schule Kommenden meist sehr gut Latein und Griechisch können.[4])

Man wird erst dann die Lobsprüche der Stael auf die deutsche Geisteskultur richtig verstehen können, wenn man die Verfassung des *französischen* Bildungswesens kennt, wie sie Napoleon im Gesetze von 1806 festgelegt hatte. Der Selbständigkeit der deutschen Universitäten steht die durch genaue Vorschriften geregelte Organisation der französischen Hochschulen gegenüber, die einzig und allein *den Interessen des Staates* dienen sollten.

Die Lehrfreiheit konnte von diesem Gesichtspunkt aus nur zu schnell eine Staatsgefahr werden. *Auf den Unterricht an sich kommt es daher erst in zweiter Linie an;* wichtiger ist, daß die künftigen Bürger so unterrichtet werden, „wie es dem Wunsche des obersten Landesherrn und des Hüters der öffentlichen Ordnung entspricht; daß sie denken, was dem Staate gefällt; daß sie wollen, was im Interesse des Staates ist." [5])

Von einer *„Universalität der Kenntnisse",**) [6]) wie sie Frau von Stael an den Gebildeten Deutschlands rühmt, kann in Frankreich keine Rede sein, weil die Akademien Napoleons nichts als *Fachschulen* sind. Man lehrt dort also, „was die Gesellschaft von ihren

[1]) Vgl. Ch. de Villers: Philosophie de Kant ou principes fondamentaux de la philosophie transcendentale. 1801. Einleitung S. XLVI ff.
[2]) De l'Allemagne. 1. Teil, Kap. XVIII: Des universités allemandes.
[3]) Ebenda. Vgl. dazu das am Fuße dieser Seite (Anmerk.) angeführte Zitat.
[4]) De l'Allemagne a. a. O., S. 95.
[5]) Louis Liard: L'enseignement supérieur en France. 2 Bde. 1897. II, S. 70.
[6]) De l'Allemagne a. a. O., S. 92.
*) Vgl. Frau von Stael (siehe oben): „Die Selbsttätigkeit des Geistes, die einzige, die wirklich die Denkfähigkeit entwickelt, wird durch dieses Studium angeregt. Die Menge Fähigkeiten, die sie auf einmal in Bewegung setzt, gibt dieser Arbeit den Vorzug vor jeder anderen." (P. Friedrich a. a. O., S. 124 f.)

Ärzten und Juristen verlangt, aber man lehrt nichts weiter als das; für Forschungen rein wissenschaftlicher Art ist kein Platz vorhanden; wenn sie ja eindringen, so geschieht das aus Zufall und dem Reglement zum Trotze.“ [1]) — Die allgemeinen Kenntnisse erwirbt der französische Offizier, Ingenieur, Advokat, Arzt, Literat auf dem *Lyceum*. Mit dem Austritt aus dieser Anstalt ist aber auch seine *Allgemeinbildung* abgeschlossen, und der eigentliche Unterricht, der für den erwählten *Beruf*, setzt ein.[2]) Da das höhere Unterrichtswesen lediglich im Dienste der Berufsvorbereitung steht und nicht im Dienste der allseitigen Förderung der Geisteskräfte, so können auch in diesen Berufsschulen nicht alle Zweige der Wissenschaft ihrer Bedeutung für die formale Bildung der Jugend entsprechend gelehrt und gepflegt werden. *Daher werden die schönen Wissenschaften aus dem höheren Unterrichte ausgeschlossen.*

Im Akademielehrplan hat die literarische Bildung keinen Platz; „sie ist gut für ein Athenäum, für einen Salon, für Frauen oder junge Rhetoren; *aber sie gehört nicht auf die Schule.*“ [3])

Aber der Geist läßt sich so nicht binden, und der Napoleonischen Organisation des Bildungswesens war keine lange Glanzzeit beschieden: dieses *aufgezwungene* System, das nichts von *freiem, spontanem* Geiste atmet, hat das Kaiserreich kaum überlebt. In dem Buche „Über Deutschland“ hat Frau von Stael es als eine der ersten gewagt, *dieses System zu verurteilen und der höheren harmonischen Bildung aller Geisteskräfte das Wort zu reden.*

So finden wir denn bei ihr wie bei der von ihr inspirierten Frau Necker eine höhere Wertung der von Condorcet und Napoleon unterschätzten klassischen Studien. Frau Necker mußte diese Mängel des französischen Unterrichtswesens aus eigener Anschauung kennen, gab es doch auch in ihrer Heimatstadt, die bis 1814 zu Frankreich gehörte, eine solche Akademie nach Napoleonischem Muster, an der ja bekanntlich ihr eigener Gatte dozierte. — Sie hat sich lange mit der Frage beschäftigt, welches Unterrichtsfach in dem reiferen Knabenalter Mittelpunkt der Geistesbildung werden solle. „Betrachten wir die Forderungen, die man an den Unterrichtszweig stellen muß, dem man für einige Zeit die gesamte Geistesbildung anzuvertrauen wagen darf! *Die erste Forderung wird die sein, daß keine seelische Fähigkeit unangeregt bleibe;* daß die Denkkraft geübt und das Gedächtnis gepflegt werde; daß das Gefühl genährt und die Fantasie ebensowohl unterstützt wie geregelt werde. Es wäre auch zu wünschen, daß dieses Studium angemessen sich steigernde Schwierigkeiten böte und zu Übungen Gelegenheit gäbe, die mannigfaltig genug wären, um auf Jahre hinaus den zunehmenden Kräften Nahrung zu geben. Wenn außerdem an dem Hauptstamm dieses Studiums sich genug Äste und

[1]) Liard a. a. O. II, S. 89 f.
[2]) Ebenda S. 90 f.
[3]) Ebenda S. 102 f.

Zweige befänden, die es dem Schüler möglich machten, auf dem Wege zum Ziele gelegentlich sich auch andere interessante Kenntnisse anzueignen: so wäre dies eine besonders erfreuliche Erscheinung.[1]) Schließlich, und damit kommen wir zur Hauptbedingung, sozusagen zur Lebensbedingung, ist erforderlich, daß die Richtung, welche jenes Studium dem Zögling in einem Alter gibt, wo seine Erzieher noch am meisten auf sein Geistesleben einwirken können, nicht im Widerspruch mit der Richtung stehe, die er später nicht sowohl in Hinsicht auf seine Geistestätigkeit als auch auf seine gesamte Lebensführung verfolgen wird. *Welches Studium aber könnte diese wichtigen Bedingungen alle zusammen erfüllen? Ich gestehe, daß ich nur eines kenne, daß ich kein besseres wüßte als das sogenannte klassische Studium.*"[2])

An den praktischen Nutzen der Sprachen denkt die Idealistin kaum; es handelt sich für sie in erster Linie *um das Studium der Sprache an sich* und nicht um das Studium einer *bestimmten* Sprache. Nun eignen sich aber nach ihrer Meinung die modernen Sprachen viel weniger dazu, den Geist wirklich vielseitig zu bilden und daher zum Mittelpunkt der intellektuellen Bildung gemacht zu werden als die alten Sprachen, die hinsichtlich „der Schönheit ihres Baues, der Großartigkeit und Harmonie des Eindruckes, den sie auf die jugendliche Fantasie ausüben,"[3]) jene weit übertreffen. — In einer Weise, wie es weder die Naturwissenschaft noch die Mathematik vermögen, sind die schönen Wissenschaften imstande, den Geist nach den entgegengesetztesten Seiten zu entwickeln, sodaß der Mensch, welchem Beruf er auch im späteren Leben nachgehen möge, diesen auf solcher Grundlage am geschicktesten ausüben wird. „Man weiß wohl, daß man mit dem klassischen Unterrichte Geometer, Astronomen und Naturwissenschaftler erhalten hat; aber man weiß nicht, ob man mit dem mathematischen Unterricht auch Philosophen, Dichter, Redner und Staatsmänner erhalten haben würde."[4])

Nicht darum aber kann es sich handeln, einseitige Vertreter einer Profession heranzubilden, sondern *freie harmonische Persönlichkeiten.* Zu *wahrem Menschentum* hinzuleiten, die Seele des Heranwachsenden mit *edler Begeisterung* zu erfüllen, mit *sittlicher Schönheit,* ja, was ihrem frommen Gemüt besonders wertvoll erscheint, *mit Religion:*[5]) *dazu ist kein Studium so geeignet wie das klassische.* „Sein noch ganz unbefangenes, frisches Gemüt, fähig jeden schönen Akkord in sich aufzunehmen, wird von Harmonie durchdrungen. Welche Größe und welche stille Tiefe liegt in dem antiken Geiste, welches Leben und zugleich welche Ruhe!

[1]) Mme Necker denkt dabei an den Unterricht in alter Geschichte, Mythologie, Literatur und Geographie. (Vgl. Éd. pr. II, S. 211.)
[2]) Éd. pr. II, S. 198.
[3]) Ebenda S. 205.
[4]) Éd. pr. II, S. 211; Wangenheim II, S. 445.
[5]) Ebenda S. 210.

Der Gedanke an einen Cato oder Epaminondas stählt den Willen und erzeugt in dem Gemüte eine glühende Liebe für das Vaterland und des Vaterlandes Freiheit. Wenn sich ein Ideal der Menschheit seinen Blicken in so herrlichen und doch so einfachen Gestalten zeigt, so findet es der junge Mensch auch in seiner eigenen Brust wieder, er fühlt es in sich selber wachsen und gelangt zu einer Höhe der Gedanken, die er auf andere Weise nie erreicht haben würde. In dem Großen und Ganzen der damals ebenso natürlichen als poetischen Sitten zeigen sich ihm die Tugenden in einem schöneren, oft sogar in einem reineren Lichte. Sehr merkwürdig ist es, daß bei diesem Studium *selbst das religiöse Gefühl* an Wärme zunimmt und sich, man weiß nicht wie, verstärkt. Ein Duft des Göttlichen scheint in der Nähe dieser großen Männer des Altertums sich zu verbreiten, und Gott offenbart sich in diesen Wundern der Menschheit wie in denen der Natur." [1])

Das gilt nun auch, darauf legt sie besonderen Wert, für die *Frauenerziehung*. Zum ersten Male in der französischen Pädagogik dürfte Frau Necker auf die hohe *Bedeutung der Sprachstudien für die universale Geistesbildung der Mädchen* hingewiesen haben. Und nicht durch *Übersetzungen* sollen diese mit dem Geist des Altertums vertraut gemacht werden, sondern in den *Originalen* soll die Frau Homer, Plato und Virgil studieren.[2])

Formale, harmonische Bildung aller Geisteskräfte der heranwachsenden Menschheit durch die klassischen Studien: das war das Ideal der Necker und der Stael, die den Geist des in dem deutschen Nachbarlande blühenden Neuhumanismus auf sich hatten wirken lassen. Was dieser für die reifere Jugend erstrebt hatte, das sollte für das erste Kindesalter der Geist der Pestalozzi'schen Methode bieten, deren *Bedeutung für die universale Geistesbildung* Frau von Stael richtig erfaßt hat.

Mit der dieser ausgezeichneten Beobachterin eigenen Fähigkeit, das Wesentliche einer fremden Konstitution zu erfassen, hat sie die Prinzipien der Pestalozzi'schen Methode in knappen Worten klar darzustellen vermocht. Sie zieht eine Parallele zwischen Pestalozzi und Rousseau, die sehr zu Gunsten des Ersteren ausfällt.[3])

Rousseau läßt die intellektuelle Bildung des Kindes nicht vor dem 12. Jahre beginnen und damit die wertvollsten Jahre des Lebens nutzlos verstreichen. Er setzt damit die geistigen und sittlichen Kräfte des Zöglings der Gefahr einer falschen Entwickelung aus. Aus der Tatsache, daß die Kinder vor dem 12. Jahr öfter nicht verstehen, was *die Erzieher der damaligen Zeit sie lehren,* zieht er den falschen Schluß, daß Kinder vor diesem Alter überhaupt nichts lernen sollen.[4]) — Pestalozzi dagegen hat sich be-

[1]) Éd. pr. II, S. 210; Wangenheim II, S. 444.
[2]) Ebenda S. 348 f.
[3]) De l'Allemagne a. a. O., S. 96—101.
[4]) Ebenda S. 96 f.

müht, eine Methode zu finden, die auch den kleinen Kindern das Verständnis des Neuen ermöglicht, und diese Methode ist eine solche *stetigen Fortschrittes;* — die Kinder ermüdet nur das sprungweise Vorwärtsgehen — in dieser Methode aber, wo der zweite Schritt immer die unmittelbare Folge des ersten ist, wird das Vorwärtsschreiten dem Kinde leicht. *Mit innerster, freudigster Mitarbeit nimmt es an seinen eigenen Fortschritten teil.* „Indem er exakt und stufenweise mit seinem Zögling vorwärtsschreitet, setzt Pestalozzi ihn in den Stand, das selbst aufzufinden, was er lernen soll."[1]) *Pestalozzis Prinzip ist also ein solches der Selbsttätigkeit.*

Dieses Prinzip des gradweisen Fortschrittes, das ja das der *Mathematik* ist, hat er zuerst in der *Geometrie* angewandt; hier wird es den Kindern das Erfassen des Neuen ungemein erleichtern können. „Sie begreifen alles Schritt für Schritt; die Hauptsache ist eben, die Fortschritte des Kindes nach dem Entwickelungsgang seines Verstandes zu bemessen. Dieser langsame, aber sichere Fortschritt führt soweit wie irgend möglich, solange man vermeidet, ihn zu übereilen."[2])

Es ist der Stael nicht entgangen, daß die Methode Pestalozzis also eine andere Grundlage hat als der Gymnasialunterricht ihrer Zeit: *hier das humanistische, dort das mathematische Prinzip;*[3]) und doch warnt sie vor der Annahme, als könne man aus der Schule Pestalozzis nichts übernehmen als seine „rapide Methode das Rechnen zu lernen."[4]) *Mit Leichtigkeit läßt sich vielmehr seine Methode auch auf andere Fächer übertragen.* Er selbst hat ja damit den Anfang gemacht, sie auf die Grammatik, Geographie und Musik anzuwenden; aber es wäre wünschenswert, sie in allen übrigen Zweigen des Unterrichts durchzuführen. *Also die Methode Pestalozzis kann noch weiter ausgebaut werden.*[5])

Man soll nicht denken, daß Pestalozzi nun ein hervorragender Mathematiker gewesen sei; darin liegt sein Verdienst nicht — *er ist kein Gelehrter* — sondern in seinem feinen Instinkt für die innere Emporbildung der Geisteskräfte im Kinde und für die Wege, die diese geht.[6]) — Was ihn über viele andere Institutsvorsteher seiner Zeit weit emporhebt, das ist ferner *die Exaktheit,* mit der bei ihm gearbeitet wird. Da ist nichts von Oberflächlichkeit zu verspüren. „Genau wissen, was man weiß, das verleiht dem Geiste eine Ruhe, die der Befriedigung des Gewissens gleichkommt. Die *Gewissenhaftigkeit* Pestalozzis, die er in das Gebiet der Geistesbildung überträgt, und die mit den Ideen genau so sorgfältig umgeht wie mit den Menschen, das ist das Hauptverdienst seiner Schule."[7])

[1]) De l'Allemagne a. a. O., S. 97.
[2]) Ebenda S. 98.
[3]) Ebenda S. 96.
[4]) Ebenda S. 100.
[5]) Ebenda S. 98.
[6]) Ebenda S. 100.
[7]) Ebenda.

Was aber diese Persönlichkeit besonders anziehend macht, das ist *die innige Anteilnahme am Geschicke der Armen.* Von dieser Liebe zum Volke — besonders auch zum untersten Volke — reden Pestalozzis herrliche Bücher. „Die Gefühle, die er in diesen Schriften zum Ausdruck bringt, sind sozusagen genau so elementar wie die Grundsätze seiner Methode.“ [1]) Auch den Ärmsten des Volkes will der warmfühlende Mann die Segnungen der Erziehung zu teil werden lassen: Die natürlichen inneren Kräfte des Menschen zu erhöhen und ihn so zu dem Ideale reinen Menschentums emporzuführen, das er in seiner besonderen individualen Lage — möge diese sein, welche sie wolle — zur Verwirklichung bringt, das gilt ihm als Aufgabe der Erziehung. „Die Bildung, die man bei Pestalozzi erwirbt, gewährt jedem Menschen, welcher Klasse er auch angehöre, eine Grundlage, auf der er nach seinem Befinden die Hütte des Armen oder den Palast des Königs errichten kann.“ [2]) — *Die Erziehung Pestalozzis geht mit der Universitätsbildung Hand in Hand; eine wie die andere dienen sie dem nationalen Interesse.* Frau von Stael hat nicht übersehen — und das erscheint uns besonders wertvoll —, *daß Fichte von dem Geiste der Pestalozzischen Methode die Wiedergeburt der deutschen Nation erwartet hatte.*[3])

Richtig erfaßt sie, was Pestalozzi mit den Philosophen des deutschen Idealismus und den Neuhumanisten verbindet: Von allen utilitaristischen und eudämonistischen Prinzipien gleich wie die Stael weit entfernt, sind sie bestrebt, *die Jugend zu geistiger Autonomie zu führen*; der Zögling soll lernen, an der Emporbildung der in ihm liegenden Kräfte *in selbständiger und selbsttätiger Weise mitzuwirken.* Mit Fichte im besonderen ist sich Pestalozzi darin einig, „daß die Entfaltung des autonomen Menschenwesens ein Staatsinteresse und eine Staatswissenschaft ersten Ranges sei.“ [4])

Schließlich wird nun die Frage zu beantworten sein: Hat auch Frau Necker in dieser tiefen Weise das Wesen von Pestalozzis Geist erfaßt? *Wir müssen diese Frage leider verneinen.* Wenn an irgend einem Punkte die Frau Necker hinter ihrer Freundin zurückgeblieben ist, so ist sie es in diesem: Zu den Anschauungen ihres großen Zeitgenossen hat sie kein rechtes Verhältnis gewonnen, vor allem nicht zu seiner Methode.

Wir haben keinerlei Angaben darüber, ob sie Pestalozzis Erziehungsinstitute aus eigener Anschauung gekannt hat. Fast möchte man annehmen, daß es nicht der Fall gewesen sei, so merkwürdig das auch erscheinen mag, da diese Institute doch in nächster Nähe ihres Wohnortes lagen; denn wo sie von ihnen spricht, da werden sie in einem Atem aufgezählt mit denen Fellenbergs und des Père

---

[1]) De l'Allemagne a. a. O., S. 101.
[2]) Ebenda S. 100.
[3]) Ebenda S. 101.
[4]) Leser, H.: J. H. Pestalozzi. Seine Ideen in systematischer Würdigung. Leipzig 1908. S. 18.

Girard,[1]) sie nennt diese Anstalten, weil sie ihr eine wie die andere geeignet erscheinen, zu der Frage der Kinderforschung wertvolles Material zu liefern und — weil sie statt der Maxime der „Ämulation" den besseren Einfluß des guten Beispiels benützen.[2]) — Das ist aber auch alles; auf die Eigenart der Institute Pestalozzis kommt sie nicht zu sprechen. — Schwer läßt sich eine Erklärung dieser ungenügenden Würdigung Pestalozzis geben: die Schweizerin kennt die Werke eines Jean Paul und Niemeyer besser als die Bemühungen ihres Landsmannes, der ihr doch in vielem so wesensverwandt ist, mit dem sie das tiefe Verständnis für kindliche Eigenart, vor allem auch das warme Herz für Kinderfreuden und Kindersorgen teilt![3])

Pestalozzis Unterrichtsmethode hat sie insoweit erfaßt, als sie weiß, daß diese *zum Selbstfinden und Selbsttun führen will,* was ihr selbst so wesentlich erschien.

„Um den Geist wirklich in Tätigkeit zu setzen, muß man ihm zumuten nachzuforschen. Die Anwendung dieser heute allgemein anerkannten Wahrheit hat zahlreiche Versuche im Unterrichtswesen veranlaßt. Seit *Pestalozzi* die Anregung gegeben, versucht man die analytische Methode allerwärts. Man will das Kind die Prinzipien[4]) jeder Wissenschaft selber finden lassen, und man versetzt es auf diese Weise in die *Situation des Erfinders."*[5])

An dieser Beschreibung seiner Methode ließe sich zunächst nicht viel aussetzen, wenn das alles wäre, was sie zu ihrer Beurteilung sagte. Leider erscheinen die unmittelbar folgenden Sätze nicht geeignet, ein richtiges Licht auf die Bedeutung dieser Methode zu werfen. Sie behauptet nämlich, die Lehrer, die die spezifisch Pestalozzi'sche Methode handhabten, stellten sich unwissend und ließen die Kinder ziellos darauf losraten. „Der Lehrer selbst spielt den Unwissenden und legt dem Zögling die Tatsachen mit der Aufforderung vor, diese miteinander zu vergleichen. Wenn der Schüler sich dabei nicht oder nur annähernd zurecht findet, so helfen ihm eine Anzahl Fragen auf den richtigen Weg, bis ihm schließlich ein glücklicher Gedanke kommt, der ihn dann zum Ziele leitet. Aber auf dieser ganzen langen Bahn bekommt das Kind nicht zu erfahren, wohin man es führen will; wer aber kein festes, klares Ziel im Auge hat, der wird nicht immer wie ein mit Verstand begabtes Wesen behandelt. Er weiß nicht, warum man ihm das eine Mal Recht gibt und das andere Mal ihn zurück-

[1]) Éd. pr. I, S. 88.
[2]) Ebenda.
[3]) Freilich darf nicht übersehen werden, daß die religiösen Anschauungen der beiden recht verschieden sind. Von dem streng bibelmäßigen Christentum der Frau Necker weicht der Standpunkt Pestalozzis erheblich ab, für den der Glaube kaum aus einer anderen Quelle fließt als des Menschen innerstem sittlichen Bewußtsein.
[4]) Gemeint sind wohl: die „Elemente" jeder Wissenschaft.
[5]) Éd. pr. I, S. 321.

weist, wenn er die eine oder die andere Ähnlichkeit unter den ihm vorgelegten Tatsachen bezeichnet; und da er nicht an die Unwissenheit des Lehrers glaubt und nicht daran glauben darf, wenn er nicht die Ehrfurcht vor ihm verlieren soll, so wundert er sich darüber, *daß man ihn solange suchen läßt, was man ihm doch viel einfacher gleich zu Anfang hätte sagen können.*“ [1])

Sie glaubt ferner, diese „Methode des Ausfragens“ — wie sie das Sokratisieren nennt — sei für den Durchschnittslehrer *viel zu schwer* zu handhaben, da nicht bloß ein großes Wissen, sondern vor allem eine außerordentliche *Gewandtheit* dazu gehöre, die ein „mittelmäßiger Kopf“ nicht besitze.[2])

Schließlich aber wirft sie Pestalozzi vor, daß bei ihm die analytische Methode *zu ausschließlich* angewendet werde, wohingegen die darstellende (vortragende) Lehrart nicht zur Geltung komme, die sie *mindestens abwechselnd mit jener verwendet* wissen möchte. Diese Methode erscheint ihr im ganzen natürlicher als das Sokratisieren, weil hier der Lehrende darbietet und der Unwissende zuhört und dann fragt, wenn er etwas nicht verstanden hat.[3])

Als wichtigen (!) Vorzug dieser Methode führt sie u. a. an: „Die Fähigkeit, *mit Aufmerksamkeit einem erklärenden Vortrage zu folgen,* verdient auch, zur Kraft ausgebildet zu werden, umsomehr, da sich damit die Gewohnheit verbindet, sich in der *Ehrfurcht* gegen höher Begabte und in der *Bescheidenheit* zu erhalten.“ [4])

Die obige Darstellung dürfte zu den sonderbarsten gehören, die die Unterrichtsmethode Pestalozzis erfahren hat; und ich schließe mich völlig dem Urteile des Übersetzers Wangenheim an, daß man aus diesem Urteil die Methode Pestalozzis einfach nicht wiedererkenne.[5]) — In dieser ist weder von *einem ziellosen Suchen* des Zöglings die Rede, noch ist es in ihrem Sinne, *daß der Lehrer den Unwissenden spielt* und der Zögling wie ein Wesen behandelt wird, das *keinen Verstand* besitzt. Der Kern der Pestalozzischen Methode ist ihr völlig verborgen geblieben: daß es sich bei ihm darum handelt, nichts von außen an den Zögling heranzubringen, weil nur das Besitz werden kann, was er selbst erarbeitet und erlebt hat. Daß auf einer solchen Grundlage die vortragende Methode, die die Ergebnisse der Wissenschaften fertig darbietet, gegen die analytische Methode zurücktreten muß, ist ganz natürlich; *daß aber diese Lehrart selbstverständlich auch in der Schule Pestalozzis zuweilen gehandhabt wird, bedarf keiner besonderen Ausführung.* Sehr treffend sagt Heubaum: „Die Belehrung wird nicht gänzlich verworfen, aber sie tritt in die zweite Linie. Sie hat nur Wert, wenn der Gegenstand der Belehrung im Kinde schon Kraft und Leben

[1]) Éd. pr. I, S. 321.
[2]) Ebenda (Anmerkung).
[3]) Ebenda.
[4]) Éd. pr. I, S. 323; Wangenheim II, S. 111.
[5]) Vgl. die Anmerkung Wangenheims a. a. O. II, S. 108 f.

gewonnen hat.“ [1]) Eine dem Geiste Pestalozzis entsprechende Methode wird gerade das erstreben, was Frau Necker selbst wünscht und was sie bei Pestalozzi vermißt: *die Anwendung beider Lehrarten zur richtigen Zeit am richtigen Orte.*

Wie wenig sie die Eigenart ihres Landsmannes erfaßt hat, das geht auch aus dem Vorwurf hervor, daß die Elementarmethoden ihrer Zeit — *mithin auch die Pestalozzis* — einseitig den *Verstand* des Zöglings in Anspruch nähmen.[2]) Es ist ihr demnach nicht zum Bewußtsein gekommen, daß das, was Pestalozzi unter der *Anschauung,* die bei ihm Fundament aller Geistesbildung ist, versteht, ein *Erleben, Erfahren* und *Können* nicht bloß auf *geistigem Gebiete,* sondern auch auf dem des *Fühlens, Wollens* und *Könnens* ist.[3])

Demnach ist gerade die Elementarmethode Pestalozzis vortrefflich geeignet, *die formale und harmonische Bildung der Geisteskräfte zu erzielen,* was ja Frau Necker als Aufgabe der intellektuellen Bildung hinstellt.

Letzten Grundes hat Frau Necker — freilich eben ohne sich dessen bewußt zu werden — dasselbe gewollt, was Pestalozzi mit seiner von ihr falsch gedeuteten Methode erstrebte: In stetiger und eigenster Mitarbeit des Zöglings an der harmonischen Emporbildung seiner Geistes-, Gemüts- und Willenskräfte sieht auch sie die Aufgabe der Erziehung. *Geistige Selbständigkeit und Selbsttätigkeit, eine sittlich freie Persönlichkeit ist sein wie ihr Ideal.* Sie ist allem Utilitarismus und Eudämonismus ebenso abhold wie der Verfasser der „Abendstunde“. — Und wodurch wird diese ihr nicht bewußt gewordene Übereinstimmung möglich? Weil der Geist der Pädagogik Pestalozzis der Geist des deutschen Idealismus ist, der Geist der erhabenen Gedankenwelt eines Kant und Fichte,[4]) eines Schiller und Humboldt, weil wir diesen Geist auch wiedertreffen in der edlen Gedankenwelt der Gefühlsphilosophen, nicht zuletzt der Stael, weil er aber auch, das darf für unsere Frau Necker nicht unterschätzt werden, der Geist des französischen Spiritualismus ist, der zuerst in Royer-Collard einen begeisterten Vorkämpfer gefunden hat.

*

Wir sind am Ziele unserer Ausführungen angelangt und hoffen gezeigt zu haben, daß das Werk der feinsinnigen und geistreichen Frau Necker sowohl einen reichen Schatz eigener Erfahrungen und Beobachtungen als auch die Ergebnisse ihres Forschens und Prüfens dessen enthält, was ihr Jahrhundert und das Rousseaus über die Erziehung der Jugend und die Bildung des Menschengeschlechtes

[1]) Heubaum a. a. O., S. 365.

[2]) Éd. pr. I, S. 337. Vgl. dazu die Anmerkung des Übersetzers Wangenheim a. a. O. II, S. 131 f.

[3]) Vgl. Heubaum a. a. O., S. 365.

[4]) Damit soll selbstverständlich nicht etwa behauptet werden, daß die Philosophie von Kant und Fichte Pestalozzis Denken unmittelbar beeinflußt habe.

für die höchsten Zwecke des Daseins gedacht und niedergeschrieben haben. Sie hat nie die Absicht gehabt, durch den Aufbau eines neuen Systems die Welt in Aufregung zu versetzen: sie wollte die Erzieher überhaupt und die Mütter im besonderen zu eigenem Nachsinnen über die heiligsten und verantwortungsvollsten Pflichten ihres Berufes anregen.[1])

Sie war *eine Eklektikerin,* aber eine solche im besten Sinne des Wortes, die alles prüft und das Beste behält. Alle die großen Lebens- und Bildungselemente, die zu ihrer Zeit auftauchten, haben auf ihr reiches und tiefes Gemüt befruchtend und gestaltend gewirkt: Die religiöse Bewegung ihrer Tage; die „Philosophie des Herzens," wie sie ihr die liebste Freundin offenbarte, die die Bedeutung der gewaltigen Geisteskultur des Nachbarlandes zwar nicht in allen Stücken richtig beurteilt, die jedoch ihren Kern immer richtig herausgefühlt hat; der theoretische Spiritualismus eines Royer-Collard, dem aller Utilitarismus und Hedonismus ebenso widerstrebte wie dem deutschen Idealismus; schließlich auch die Bemühungen der Nachkantischen Epoche um eine innigere, ästhetische Verschmelzung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen, zwischen der Idealität und Individualität: *„Es kommt in der Erziehung weniger darauf an, den Zögling zur Erkenntnis* ***aller*** *Sittengebote zu bringen, als vielmehr darauf, ... eine* ***sittliche Individualität*** *zu bilden."* [2])

Auf doppeltem Gebiete aber hat die würdige Frau neue Wege gezeigt: Sie hat der Frauenbestimmung ein höheres Ideal gewiesen und die Mittel zu seiner Erreichung genauer bezeichnet. Sie wollte aus den Frauen denkende und freie Wesen machen, die fähig wären, ihren häuslichen und sozialen Beruf in denkbar vollkommenster Weise auszufüllen.

Sie hat schließlich nach Rousseau zum ersten Male wieder in Frankreich den ernstlichen Versuch unternommen, die Entwickelung des Kindes in ihren verschiedenen Stadien und deren individuelle Bedeutung zu zeichnen, und wir dürfen sagen, daß ihr dieser Versuch besser gelungen ist als ihrem Landsmanne Jean Jacques. Und zwar hat Frau Necker auf diesem Gebiete eine solche Fülle von Problemen angedeutet und eine Anzahl für ihre Zeit so erstaunlicher Beobachtungen gemacht, daß ihr Name es wohl verdiente, ab und zu auch einmal mit den Tiedemann, Schwarz, Sigismund unter *den ersten Kinderpsychologen* genannt zu werden.

---

[1]) Vgl. Éd. pr. I, S. 90.
[2]) Éd. pr. II, S. 316; Jacobi a. a. O., S. 104.

Lebenslauf.

Ich, *Friedrich Walther Felber,* wurde am 3. Mai 1885 als Sohn des Kaufmanns und Vizebürgermeisters *Otto Felber* zu Wolkenstein geboren. Meine Vorbildung erlangte ich nach sechsjährigem Besuch der Volksschule meiner Heimatstadt auf dem Kgl. Realgymnasium zu Annaberg (1897—1899) und dem Kgl. Lehrerseminar Annaberg-Stollberg (Reifezeugnis 1904). Nachdem ich drei Jahre als Hilfslehrer an der mittleren und höheren Bürgerschule in Stollberg tätig gewesen war und im November 1906 meine Wahlfähigkeitsprüfung abgelegt hatte, bezog ich Ostern 1907 die Universität Leipzig, an der ich bis Ostern 1911 Pädagogik, Philosophie, Französisch, Englisch und Deutsch studierte. Zur Erweiterung meiner fremdsprachlichen Kenntnisse weilte ich im Frühjahr 1908 in Paris sowie im Sommer 1909 in London. Am 9. Dezember 1910 bestand ich die pädagogische Staatsprüfung, auf Grund deren ich am 15. April 1911 als nichtständiger wissenschaftlicher Lehrer an der Höheren Mädchenschule, Frauenschule und Studienanstalt zu Chemnitz angestellt wurde. Am 1. Januar 1913 wurde mir die Ständigkeit an dieser Anstalt verliehen.

Allen meinen verehrten Lehrern schulde ich aufrichtigen Dank, besonders Herrn Prof. Dr. *Spranger,* der diese Arbeit wohlwollend gefördert hat.

Druckfehlerberichtigung:

Seite 18. Mit Zeile 10 (von unten) schließt die Zitierung: . . . zu sein".

Seite 20. Von Zeile 5 auf 6 (oben) muß es heißen: vom **positivistischen** Standpunkt

Seite 25. Auf Zeile 6 (von oben) beginnt die Zitierung: „Die einfache und . . .

Seite 26. Auf Zeile 2 (von unten) muß es heißen: und **das** den Willen hat . . .